

Fluchtlinienplan

von der

Siedlung Berlin-Heerstraße.

Angefertigt:
 Berlin-Charlottenburg, im Februar 1930.
 Bezirksvermessungsamt.

Waldschul Charlottenburg Wardschul

75 JAHRE

SIEDLUNG
HEERSTRASSE

1921-1996

2. unveränderte Auflage

Berlin, August 2006

Druck: AusDruck Schaare GbR

Preis 7,50 Euro

75 JAHRE SIEDLUNG HEERSTRASSE 1921 - 1996

IMPRESSUM

Herausgeber der Festschrift:

Interessengemeinschaft Siedlung Berlin-Heerstraße e.V.
Soldauer Allee 18, 14055 Berlin, Fax 030 - 301 57 58

Redaktion:

Karin Borck, Gisela Fiedler, Helmut Fischer,
Eckart Kuntzsch (v.i.S.d.P.), Hans-Otto Sauber,
Dr. Gerd Schneider, Ewald Schürmann, Jutta Sievert

Satz und Layout:

Gisela Çakir

Umschlaggestaltung, Schreifarbeiten:

Eckart Kuntzsch, Andrea Fuchs

Druck: Papyrus Berlin

1. Auflage

Berlin, August 1996

Die Broschüre kann zum Preis von 15,- DM erworben werden.

INTERESSENGEMEINSCHAFT SIEDLUNG BERLIN - HEERSTRASSE e.V.

VORWORT zur 2.unveränderten Auflage

Liebe Bewohner, Freunde und Nachbarn der Siedlung Heerstraße, die vorliegende zweite Auflage der Festschrift „75 Jahre Siedlung Heerstraße 1921 – 1996“ kommt einem häufig geäußerten Wunsch nach, die Publikation wieder für Interessierte greifbar zu machen, denn nach der Erstauflage im Sommer 1996 waren die gedruckten 600 Exemplare innerhalb weniger Wochen vergriffen.

Dass so lange mit einer Neuauflage gewartet wurde, war der ursprünglichen Absicht geschuldet, das Heft mit weiteren Beiträgen zu ergänzen und zu aktualisieren.

Vor allem ergaben sich durch Zusendungen und Eigenbeiträge der Redaktion für die 1998 gegründete Siedlungszeitung MITTEILUNGEN der Siedlung Heerstraße interessante Themen, die wir gerne der Neuauflage der Festschrift von 1996 beigefügt hätten. Als es nun an die Planung einer Broschüre zum 85. Bestehen der Siedlung im Jahr 2006 ging, wurden Ideen entwickelt, die auf eine selbständige Publikation mit anderem Konzept und neuem Inhalt zielten.

Während sich die Festschrift zum 75. Jubiläum auf die der Geschichte der Siedlung konzentrierte, sollte nun eine neue Broschüre die Siedlung im Bild in ihrer gegenwärtigen Gestalt und ihrer besonderen Lebensqualität zeigen. Der Schwerpunkt dieser neuen Publikation zu Siedlung Heerstraße wird auf sorgfältig ausgewählten Fotos liegen, die durch kleineren Texte zu einzelnen Themen ergänzt werden. Die Herausgabe ist zum Sommerfest 2006 geplant.

Die jetzt in 2.Auflage erscheinende Festschrift zum 75-jährigen Jubiläum der Siedlung entstand vor 10 Jahren mit großer Kraftanstrengung der durchweg ehrenamtlichen Autoren und Layouter, wodurch freilich auch erstaunliche Effekte der Mobilisierung erzielt wurden. Die damalige Redaktion blieb bis heute zusammen und gibt die halbjährlich erscheinenden Mitteilungen für die Siedlung Heerstraße heraus.

Damals wurden in kürzester Zeit viele Autoren gefunden, die mit ihren jeweiligen Spezialkenntnissen und Fähigkeiten ein differenziertes Bild der Geschichte der Siedlung beschrieben. Heute wären so viele kompetente Einzelbeiträge wegen der nicht mehr zur Verfügung stehenden Mischung von Zeitzeugen und Experten wohl kaum noch zu realisieren. Das soll nicht ausschließen, dass einmal mit jüngeren Autoren eine andere historische Sicht auf die Siedlung genommen werden kann.

Aus diesem Grund halten wir die Ergänzung der Broschüre zur Zeit nicht für notwendig, obwohl in dem Punkt der Aufarbeitung der Lebensgeschichte der jüdischen Bewohner während der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft nach wie vor eine Lücke besteht. Immerhin wurde in den Ausgaben der seit 1998 halbjährlich erscheinenden MITTEILUNGEN das Thema immer wieder aufgegriffen und auch in der neuen Broschüre wird dazu ein Beitrag geleistet werden.

Die vorliegende Neuauflage der Festschrift „75 Jahre Siedlung Heerstraße 1921 – 1996“ bietet nun allen Interessierten, neuen Nachbarn und Freunden der Siedlung Heerstraße wieder ein Nachschlagewerk zum Verständnis dieses Berliner Viertels.

Die Redaktion wünscht eine interessante Lektüre!

Berlin im Juni 2006

Redaktion der
MITTEILUNGEN
SIEDLUNG HEERSTRASSE

INHALT

Grussworte

I. GESCHICHTE DER SIEDLUNG

K. Borck, E. Kuntzsch

Baugeschichte	7
75 Jahre Siedlerverein	11
Die Bewohner der Siedlung	14
Bezirkszugehörigkeit	14
Probleme	15

II. ERINNERUNGEN UND BERICHTE VON BEWOHNERN DER SIEDLUNG

Kindheit in der Siedlung Heerstraße, <i>G. Keltz</i>	16
70 Jahre in der Siedlung Heerstraße, <i>U. Juppe</i>	18
Einkaufsmöglichkeiten in der Siedlung Heerstraße, <i>G. Fiedler</i>	21
Das Märchen vom kleinen Kiosk, <i>B. Ried-Telleis</i>	23
Nachkriegszeit, <i>G. Fiedler</i>	24
Die letzten Kriegsjahre - Auszüge aus einem Tagebuch 1943-45, <i>C. Kelm</i>	25
Es war einmal ... eher Zufälliges zur Erinnerung, <i>H.-O. Sauber</i>	27
Kanonenöfen und Ofenrohre der Nachkriegszeit heute, <i>E. Schmidt</i>	30
Dietrich Bonhoeffer in der Siedlung Heerstraße, <i>H. W. Woermann</i>	30
Das Bonhoeffer-Haus - Erinnerungs- und Begegnungsstätte, <i>B. Scheffler</i>	32
Erinnerungen an die ersten 50 Jahre, <i>E. R.I. Biswas</i>	34
Erinnerungen eines älteren Neusiedlers, <i>E. Schmidt</i>	35
Die vier Jahreszeiten als Hintergrund eines ganz norma- len Schülerlebens, <i>U. Schürmann</i>	37
Das Wäldchen, <i>I. Schürmann</i>	38
Kleiner DDR-Warenverkehr, <i>E. Schürmann</i>	39
Der „Preussenmarkt“, <i>E. Schürmann</i>	39
Berlin hochgetrümmt, <i>E. Schürmann</i>	41
Von Schweinen und Menschen	
Die 1. Wildschweinattacke, <i>B. Kuntzsch</i>	43
Die Wildschweinplage, <i>K. Graf</i>	44
Wilde Schweinegeschichten, <i>E. Schürmann</i>	44
Zum Schluß der Erinnerungen - Ein Jubiläumsgruß von einer der ältesten Bewohnerinnen, <i>M. Kosicki</i>	45

III. DAS UMFELD DER SIEDLUNG

Die Schulen heute und gestern

Die Wald-Grundschule, <i>Helmut Fischer</i>	46
Die Wald-Oberschule, <i>Helmut Fischer</i>	47
Die Heinz-Galinski-Schule, <i>R. Vered</i>	48
Die Private Waldschule, <i>Helmut Fischer</i>	49
Das Mommsen-Gymnasium, <i>Helmut Fischer</i>	49
Die Wald-Schulen - 14 Jahre als Elternvertreterin, <i>G. Schellert</i>	51

Die Gemeinden der Siedlung

Vom Gemeindebereich Heerstraße zur Friedensgemeinde an der Heerstraße, <i>P. Behrend</i>	52
Die Katholische Heilig Geist Gemeinde, <i>H. Schöning</i>	54

Verkehrsanbindung

Der S-Bahnhof Heerstraße, <i>O. Sauber</i>	55
Die Straßenbahn am Bahnhof Heerstraße, <i>E. Kuntzsch</i>	55

Planungen und Neubauten im Umfeld

Der „Mussolini Bahnhof“, <i>E. Kuntzsch</i>	56
„Kraft durch Freude - Stadt“ an der Vandalenallee, <i>G. Schneider</i>	57
Wehrtechnische Fakultät der Technischen Hochschule Berlin und Teufelsberg, <i>G. Schneider</i>	57
Sporthalle und Tennishalle der Technischen Universität	59
Internationales Studentenheim Eichkamp, <i>U. Graf</i>	59
Olympia-Sportärztehaus und das erste „Traumhaus“, <i>G. Schneider</i>	60
Wohnhäuser Waldschulallee Ecke Harbigstraße, „Britensiedlung“, <i>U. Graf</i>	60
Messegelände, <i>G. Schneider</i>	60

IV. ANHANG:

STADTENTWICKLUNG UND HAUSTYPEN

Stadtentwicklung im Kartenbild	62
Die Architektur der Siedlungshäuser	65
Die Haustypen	66
Ein Kaufvertrag	75

V. ANHANG:

DIE SIEDLUNG HEERSTRASSE IN KINDERBÜCHERN

„... Und jeden Samstag baden.“, <i>R. Fröhlich</i>	77
Waldschulkinder, <i>E. Ury</i>	78
Autogestank vor der Waldschule, <i>R. Schellert</i>	83

ÜBER DIE AUTORINNEN	84
---------------------------	----

LITERATUR	85
-----------------	----



Die Siedlung Heerstraße in Charlottenburg, Ausschnitt aus der Flächensichtskarte 1:50000, 1958
mit freundlicher Genehmigung der Bezirksverwaltung für Bauplanung und Wohnungswesen, ABY



DIE BEZIRKSBÜRGERMEISTERIN VON BERLIN-CHARLOTTENBURG

Grußwort 75 Jahre Siedlung Heerstraße

Nach der Bildung der neuen Stadtgemeinde Berlin im Jahre 1920 stand Charlottenburg mit 325.000 Einwohnerinnen und Einwohnern in der Statistik an 4. Stelle. Zur gleichen Zeit wurde das Stadtgebiet wesentlich vergrößert z.B. um ein umfangreiches Gebiet aus dem ehemaligen Gutsbezirk Heerstraße.

Dort war 1919 unter Beteiligung der Stadt Charlottenburg die "Gemeinnützige Baugesellschaft Berlin-Heerstraße" entstanden, die Doppel- und Reihenhäuser errichtete. Nachdem der Kreis Teltow seinen Anteil in Höhe von 400.000 Mark zum Verkauf anbot, erwarb die Stadt Charlottenburg am 14. Juli 1920 durch Beschluß der Stadtverordnetenversammlung den Anteil, um Wohnraum für städtische Beamte und Lehrer zu schaffen.

Die vorliegende Festschrift dokumentiert die Geschichte der Siedlung und macht deutlich, daß trotz mancher Probleme und Nöte - damals wie heute - die dort lebenden Menschen diesen besonderen Wohnstandort nicht aufgeben. Charlottenburg freut sich, ein noch heute existierendes Beispiel der Gartenstadtbewegung in seinen Grenzen zu haben.

Vor Ihnen liegt ein weiterer Mosaikstein zur Bezirksgeschichte von Charlottenburg, dem ich viele interessierte Leserinnen und Leser wünsche.

Ihre

Monika Wissel

GRUSSWORT der

SENATSVERWALTUNG FÜR STADTENTWICKLUNG, UMWELTSCHUTZ UND TECHNOLOGIE
OBERSTE DENKMALSCHUTZBEHÖRDE

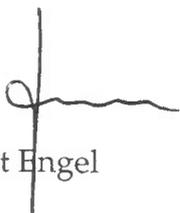
Die Geschichte Berlins ist erst in bestimmten Umrissen bekannt, viele ihrer Facetten, die beispielsweise auch durch die Alltagsgeschichte geprägt werden, harren noch der Aufklärung. Mit jedem Beitrag wird indessen ein neuer, weiterer Mosaikstein zu einer - im umfassenden Sinne Kulturgeschichte der Stadt gefunden.

Siedlungen, die gerade nach dem ersten Weltkrieg in großem Umfang gegründet wurden, sind zwar auch bedeutende Zeugnisse des Städtebaus und der Architektur - zumal, wenn sie von führenden Architekten ihrer Zeit entworfen wurden, aber erst das Einbinden dieser Kunstschöpfungen in den Gang der Geschichte läßt ihre eigentliche Sinnhaftigkeit erkennen. Die Siedlungsbewegung als Reaktion auf die größte Mietskasernenstadt der Welt - als Flucht vor dem unmenschlichen Moloch Großstadt, als Sammelbecken für eine neue Art der Lebensgestaltung, die sich in den Kreislauf der Natur eingebettet wissen wollte und neue Bildungsideale anstrebte. Die Schicksale von Siedlungen und ihrer Bewohner, gerade in schweren Zeiten wie der Weltwirtschaftskrise, den Kriegs- und Nachkriegszeiten, der Teilung der Stadt ab 1948, dem Chruschtschow-Ultimatum sind - obgleich ohne sichtbare Spuren im Bestand der Siedlung - nicht ohne Auswirkung auf ihre Bewohner geblieben. Das Alltagsleben der Bewohner, ihre sozialen Welten bis hin zum Freizeitverhalten unterlegen häufig den Gang der „großen“ Geschichte.

Die Siedlung Heerstraße bildet in allem keine Ausnahme.

Ihre jetzt vorgelegte „Kleine Geschichte“ ist als Mosaikstein zur Geschichte Berlins nachdrücklich zu begrüßen. Und so begleitet sie der Wunsch, daß sie weit über die Bewohner dieser Siedlung hinaus im weiteren Umfeld mit großem Interesse aufgenommen werden möge.

Die Auseinandersetzungen mit den Herausforderungen durch unsere Geschichte tut uns allen not. Dank ist deshalb denjenigen geschuldet, die sich der Mühe unterzogen haben, diese Arbeit zustande zu bringen.



Prof. Dr. Helmut Engel

INTERESSENGEMEINSCHAFT S I E D L U N G BERLIN - H E E R S T R A S S E e.V.

Vors. des Vorstands
Dipl.-Ing Eckart Kuntzsch
SoldauerAllee 18
14055 Berlin
Tel./Fax (030) 30157 58

ZU DIESER BROSCHÜRE:

Für die Bewohner, Nachbarn und Freunde der Siedlung Heerstraße präsentiert die Redaktion zum 75. Geburtstag diese Festschrift. Sie läßt neben sachlicher Information vor allem die Menschen zum Leben in der Siedlung zu Wort kommen.

Den Alteingesessenen und den Neuzugezogenen werden über 75 Jahre Lokalgeschichte in einer Form vorgestellt, die nicht nur den Anlaß im Auge hat.

In den letzten Jahren haben die Bewohner der Siedlung sich sehr bewußt für deren Erhaltung und gegen eine stärkere Bebauung der Grundstücke entschieden. Sie würdigten damit den Wohnwert- und die Gestaltqualität eines Gesamtensembles, das zu Beginn der Zwanziger Jahre von der Generation der Großeltern der heute Fünfzigjährigen geschaffen wurde und immer noch alle Wohnanforderungen erfüllt.

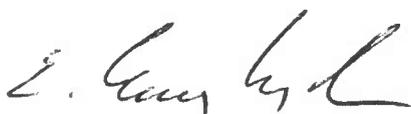
Seit Mai 1995 steht die Siedlung unter Denkmalschutz, so daß künftig entstellende Um- und Neubauten besser vermieden werden können und das hunderste Jubiläum nicht mehr unwahrscheinlich ist. Das Holländische Viertel in Potsdam ist schließlich schon über 250 Jahre alt!

Die Dokumentation der Architektur und Haustypen im Anhang soll Wissen und Verständnis mehren und bei der Instandhaltung der Häuser als Ratgeber dienen. Die Denkmalschutzbehörde hat vor, zusätzlich ein Merkblatt herauszugeben.

Für die Redaktion und für die Autoren sind bei der Vorbereitung von Festschrift und Jubiläumsausstellung die verflossenen Jahrzehnte wieder lebendig geworden. Das gleiche wünscht sie sich für alle Leserinnen und Leser der Broschüre.

Mit Dank an alle Leihgeber, Autoren und nicht zuletzt an die Redaktion und an Frau Çakir, die diese Broschüre in vielen Abenden und Nächten ehrenamtlich realisiert haben.

Berlin, im August 1996



Eckart Kuntzsch

I. GESCHICHTE DER SIEDLUNG

KARIN BORCK, ECKART KUNTZSCH

Baugeschichte

Die Erschließung des Charlottenburger Westens begann um 1900 mit der Planung von zwei Großprojekten, dem Bau der Heerstraße und der Vorortbahn nach Spandau. Letztere wurde übrigens aus Mitteln des Baugeländeverkaufs an dieser Strecke durch den preußischen Forstfiskus finanziert.

Als in der damals noch selbständigen Stadt Charlottenburg für das Gelände zwischen der Berlin-Hamburger Anschlußbahn, der Teufelsseestraße und der südlichen Grenze des ehemaligen Gutsbezirks Heerstraße von der Kommission zur Aufteilung der Domäne Dahlem am 31.5.1911 ein Fluchtlinienplan förmlich festgestellt worden war, konnte man nicht voraussehen, daß bis zum Bau der ersten Häuser im Bereich der heutigen Siedlung Heerstraße ein Jahrzehnt vergehen würde. Dieser Fluchtlinienplan wurde nämlich umgestoßen, als der Dauerwaldgürtel entlang der Teufelsseestraße in diesen Bereich bis zum Bahnhof Heerstraße hineingezogen wurde.

Auch ein Bebauungsentwurf für eine Gesamterschließung zwischen den Vorort-Bahnhöfen Heerstraße, Eichkamp und Grunewald, den Max Taut 1919 für die Märkische Heimstätten GmbH angefertigt hatte, wurde nicht ausgeführt.

Der erste Weltkrieg hatte den Wohnungsneubau vollständig unterbrochen. Geld, Arbeitskräfte und Baustoffe wurden für an-

dere Zwecke benötigt. Erst die neue Reichsverfassung von 1919 legte die Grundlage für eine neue Wirtschafts- und Sozialpolitik. Die Probleme auf dem Feld des Wohnungsneubaus waren besonders groß, denn schon während des Krieges war wegen des akuten Wohnungsmangels eine Wohnraumbewirtschaftung eingeführt worden, und die nach dem Krieg nach Berlin strömenden Menschenmassen aus den von Deutschland abgetretenen Gebieten im Osten verschärften die Wohnungsnot erheblich. Für Berlin besonders bedeutsam war daher die Bildung der modernen Großstadtgemeinde „Groß-Berlin“, die durch Gesetz vom 27. April 1920 am 1. Oktober 1920 ins Leben trat und in der unter einheitlicher Verwaltung Entscheidungen für die nunmehr 3,8 Mill. Einwohner forciert gefällt werden konnten. Zuvor hatte es schon seit dem 1. Januar 1912 den Zweckverband Groß-Berlin und in ihm den „Wohnungsverband Groß-Berlin“ gegeben, doch Koordination und Genehmigungsverfahren für Neubauten waren schwierig, weil Kompetenzen und Legislative auf Berlin, 7 weitere Städte, 59 Landgemeinden und 27 Gutsbezirke verteilt waren.

1919 war in unserem Siedlungsgebiet auf Anordnung der preußischen Verwaltung zur Bewältigung des akuten Wohnungsmangels vom Forstfiskus eine Fläche von rund 20 ha landwirtschaftlich geringwertigen Bodens der Domäne Dahlem zwischen dem Dauerwald und der Berlin-Hamburger Anschlußbahn in den Jagen 79 und 80 (den Gemeinden Wilmersdorf und Charlottenburg zugehörend) dem Wohnungsverband Berlin übereignet und von diesem der im Oktober 1919 von der Märkischen Heimstätten GmbH gegründeten „Gemeinnützigen Bau-



Die heutige Waldschulallee im Jahre 1915 (Postkartenverlag Goldiner)



Neidenburger Allee 1921 nach Fertigstellung des 1. Bauabschnitts (Postkartenverlag Goldiner)

gesellschaft Berlin-Heerstraße m.b.H.“ zur Besiedlung überlassen worden - wie es in der Drucksache Nr. 201 vom 21.6.1920 an die Stadtverordnetenversammlung heißt, „zu dem billigen Preise von 1 M für 1 qm“, ein wahrhaft symbolischer!

Das Stammkapital der Gesellschaft betrug 600.000,- M, wovon 400.000,- M auf den Kreis Teltow und 200.000,- M auf die Märkische Heimstätte G.m.b.H., Siedlungsbank für Groß-Berlin und Brandenburg, entfielen.

Ein neuer Bebauungsplan mit etwa 200 Einfamilienhäusern für dieses Gelände wurde im Februar 1920 von dem Architekten Bruno Möhring aufgestellt, vom Charlottenburger Tiefbauamt in einen Fluchtlinienplan umgesetzt und vom Wohnungsverband Berlin und dem Preußischen Landwirtschaftsminister gebilligt.

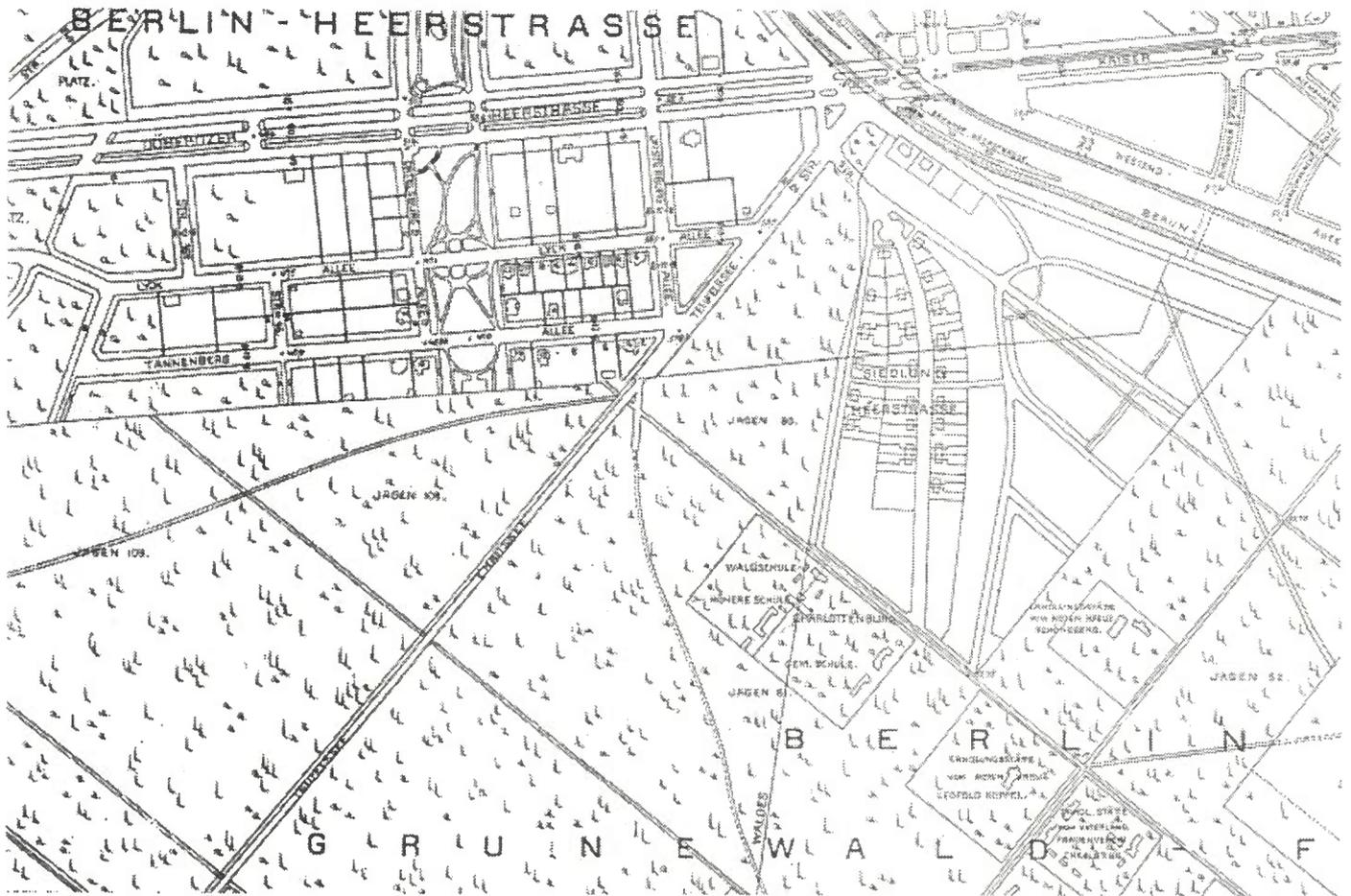
Nach der Gründung von Groß-Berlin, das Gesetz war im April 1920 verabschiedet worden, hatte der Kreis Teltow an der Tätigkeit der Gemeinnützigen Baugesellschaft Berlin-Heerstraße kein Interesse mehr und bot seinen Anteil von 400.000,- M zum Verkauf. Diesen erwarb die Stadtgemeinde Charlottenburg durch Beschluß der Stadtverordnetenversammlung am 14. Juli 1920, um Wohnraum für städtische Beamte und Lehrer zu schaffen. Dazu wurde neben den Baukostenzuschüssen des Wohnungsverbandes Berlin „für jedes einem städtischen Beamten oder Lehrer zuzuweisende Eigenheim... ein weiterer Zuschuß von 30.000,- M aus städtischen Mitteln im Höchstgesamtbetrag von 1,5 Millionen M unter gebührender Sicherung der Stadt gegen spekulative Verwertung des Hauses“ bewilligt.

Ein Antrag der vereinigten Linken in der Stadtverordnetenversammlung, die zu errichtenden Wohnungen allen Charlottenburger Wohnungssuchenden zugute kommen zu lassen, vor allem denen mit Dringlichkeitsbescheinigung vom Wohnungsamt sowie wohnungssuchenden Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen, wurde im Bauausschuß abgelehnt.

Noch im Herbst 1920 wurde mit der Anlegung von Straßen nach dem Möhringschen Bebauungsplan und mit der Errichtung von Wohngebäuden begonnen.

Nach der Konstituierung der Stadt Groß-Berlin im Oktober 1920 sollten Fluchtlinien nach den Vorschriften des Gesetzes vom 2. Juli 1875 neu festgesetzt werden - auch für unsere Siedlung. In langen Verhandlungen zwischen den Bezirksämtern Wilmersdorf und Charlottenburg und dem Berliner Städtebauamt wurden allgemeine Richtlinien für einen Bebauungsplan festgelegt und das Bezirksamt Wilmersdorf mit der Aufstellung eines entsprechenden Fluchtlinienplanes beauftragt.

Da aber inzwischen die Baugesellschaft Berlin-Heerstraße den Bau weiterer Siedlungshäuser in Angriff nahm, wartete man nicht auf die Fertigstellung eines Fluchtlinienplanes für das gesamte Gebiet, und es wurde, um die Baumaßnahmen nicht zu verzögern, allein für das Gelände der Baugesellschaft Berlin-Heerstraße im Jahre 1923 ein besonderer Fluchtlinienplan aufgestellt, der sich nach dem durch die Märkische Heimstätten geregeltem Entwurf von Möhring richtete und nach dem die Bebauung auch der letzten zur Verfügung gestellten Flächen durchgeführt wurde. Eine neue geringfügige Änderung dieses besonde-



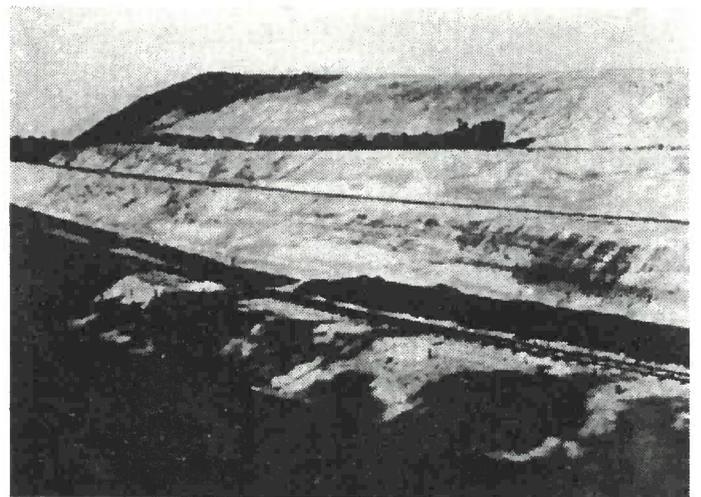
Übersichtsplan der 1. Baustufe 1921, errichtet nach dem Bebauungsentwurf von Bruno Möhring, 1920

ren Fluchtlinienplanes wurde 1927 schon erforderlich durch die Verlegung der Berlin-Hamburger Anschlußbahn und der Spandauer Vorortbahn in eine Trasse, die auch die Siedlung Berlin-Heerstraße berührte. Das erst 3 Jahre alte Mehrfamilienhaus Soldauer Allee 7 mußte deswegen wieder abgebrochen werden. Ursache für die Bahntrassenverlegung war die Ausweisung des Ausstellungsgeländes rund um den Funkturm (1926). Der endgültige Fluchtlinienplan für die Siedlung Heerstraße wurde erst am 29.9.1931 förmlich festgestellt.

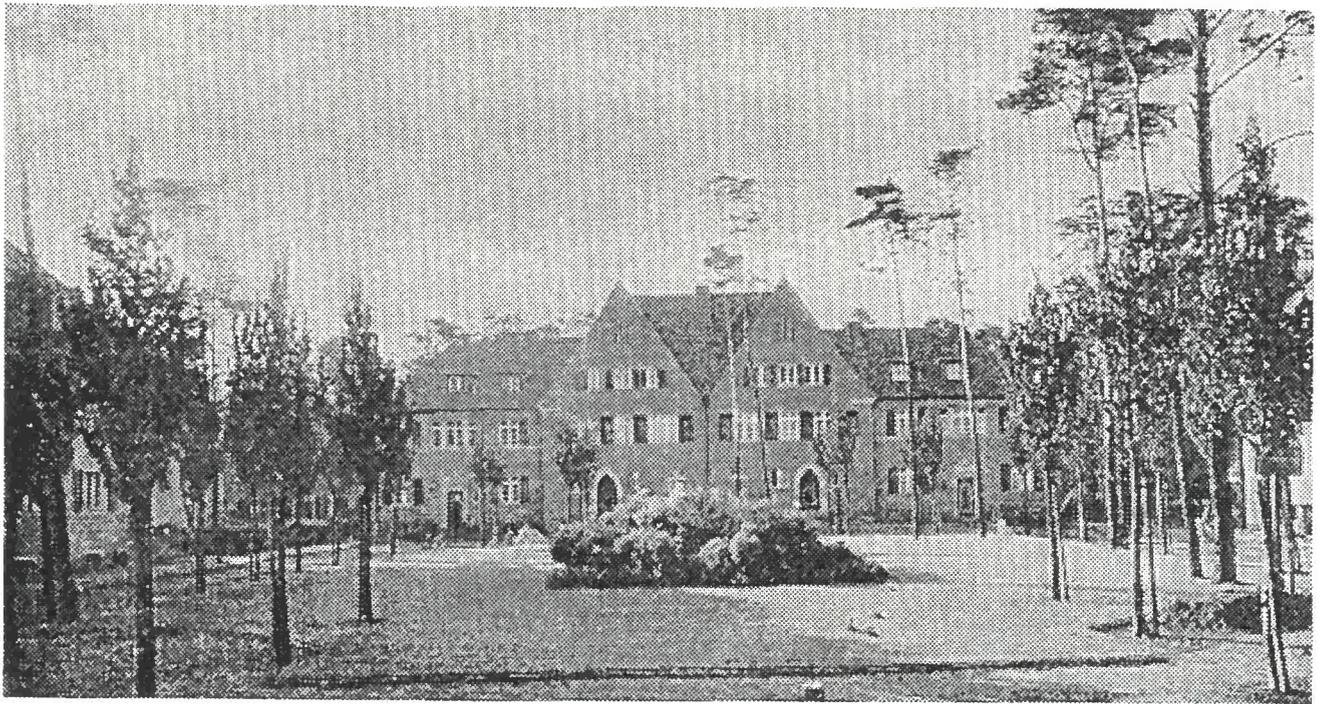
In zwei Bauabschnitten 1920-1923 und 1924-1926 wurden 252 Häuser, meist Doppelhäuser und einige Reihenhäuser mit 4 und 5 Zimmern sowie 500 bis 650 qm Land und einige Mietshäuser nach den Entwürfen der Architekten Magistrats-Oberbaurat Helmcke, Feldhuber und Regierungs-Baumeister a.D. Curt Gorgas, der auch Direktor der Baugenossenschaft war, von den Firmen Metzke & Greim, Leschinsky und Continentale Bau AG errichtet. Der erste Bauteil umfaßte die Häuser Lötzenser Allee 1-12, Neidenburger Allee 1-15 und 37-57 sowie die beiden Doppelhäuser am Soldauer Platz 1-4.

Im April 1924 waren die Neidenburger- und die Lötzenser Allee voll bebaut, danach folgten die Soldauer- und die Boyenallee und 1924 bis 1926 die Kurländer- und die Marienburger Allee bis auf die Ostseite der Marienburger Allee zwischen Willenberger Pfad und Waldschulallee. Hier entstanden in den Jahren 1935-1937 individuelle Doppel- und Einfamilienhäuser mit

großzügigeren Grundrissen. Die ältesten Gebäude im Siedlungsbereich sind die beiden Doppelhäuser Boyenallee 1 a/2 und 3/4 aus dem Jahre 1909, die als Dienstwohnungen für Eisenbahnangestellte im Zusammenhang mit der Inbetriebnahme des Bahnhofs „Heerstraße“ (1909) von der Königlich Preussischen Eisenbahnverwaltung errichtet wurden.



Der Bau des neuen Bahngrabens führte 1927 zur Aufschüttung des sogenannten „Messeberges“ zwischen Harbigstraße und Deutschlandhalle (Fotobestand Behr)



Der Kurländer Platz 1927 (Foto: Baugesellschaft Berlin-Heerstraße)

Die Gemeinnützige Baugesellschaft Berlin-Heerstraße, die 1919 eigens zum Bau unserer Siedlung gegründet wurde - und für die die Siedlung ihr erstes Bauvorhaben war, betrachtet in ihrem Gesamt-Tätigkeitsbericht von 1928 sowohl die Anlage direkt am Grunewald mit guter Verkehrsanbindung wie die Durchführung mit dem Bemühen, den Waldcharakter auch innerhalb der Siedlung zu wahren, als gelungen.

Zu der gleichen Ansicht kommt Siegmund Kroll 1978 in einer Stadtplanungsanalyse des Bezirksamtes Charlottenburg. Er bezeichnet die Stadtrandlage als attraktiv, verkehrsgünstig, aber ausgesprochen ruhig, hebt die Erhaltung der traditionellen Bau- und Siedlungsstruktur hervor - trotz der Kriegsschäden durch Kettenluftminen im Dezember 1943, die die Häuser in der Neidenburger Allee 4-9 und 47-53 völlig zerstörten und auch benachbarte Häuser in der Marienburger und Kurländer Allee schwer in Mitleidenschaft zogen - und sieht als Priorität „zur Sicherung des Wohnwertes als weiteres entwicklungsplanerisches Ziel... die Wahrung des Wohncharakters...“ Dazu gehören auch die das Ortsbild prägenden alten Stilelemente, die Verhinderung von Grundstücksteilungen zum Zwecke der Neubebauung und die Limitierung der Gebäudeerweiterungen durch unproportionale Anbauten. Diese Untersuchungsergebnisse scheinen der Bauaufsicht im Bezirksamte Charlottenburg heute unbekannt zu sein, wie man an den neu entstehenden bzw. schon gebauten Häusern desselben Architekten in der Waldschulallee Ecke Lötzenener Allee und in der Neidenburger Allee Ecke Willenberger Pfad sehen kann.

Die ersten Jahre müssen für die Bewohner der Siedlung nicht leicht gewesen sein, zumal der Winter 1921/22 sehr streng war. Theodor Raschke berichtet in der „Festschrift zum 40-jährigen

Bestehen von Siedlung Heerstraße und Siedlerverein Heerstraße e.V. 1921-1961“:

„Der nun folgende Winter war für die Siedler eine harte Prüfung. Es ist vorgekommen, daß einige Familien hier ihre Häuser abschlossen und zu Verwandten nach der Stadt zogen. Wenn ich mich nicht irre, standen uns für unsere Häuser zunächst einmal 15 Zentner Briketts zur Verfügung, bei einer Temperatur von -18 Grad Celsius. Das kleinste Zimmer wurde geheizt, und darin hockte während des ganzen Tages die Familie mit Hund und Katze. Am Morgen ging es dann hinaus in den tiefen Schnee, vielfach zu Fuß nach der Stadt; denn alle Augenblicke streikten die Beamten der Verkehrsmittel, bald die von der Stadtbahn, bald die von der U-Bahn und der Elektrischen. Die Beamten, die in Berlin ihre Anstellung hatten, gingen gelegentlich bis zum Knie (heute: Ernst-Reuter-Platz, Anm.d.Vf.in) zu Fuß, wo sie dann von allerlei Wagen aufgenommen und bis zum Brandenburger Tor gebracht wurden.“

In diesem Winter gefroren die äußeren Innenwände der Häuser zu Eisbahnen, die in die Außenwände verlegten Wasser- und Abwasserrohre platzten, weil die Treppenhäuser nicht heizbar waren. Straßen waren nur provisorisch angelegt, Gehwege zum Eingang der Häuser nicht befestigt, Klingelleitungen fehlten, Küche und Treppenhaus waren nur einfach verglast, Gärten waren nur Sandflächen, es gab keine Läden für die Versorgung. Das alles stellte die Geduld der ersten Bewohner auf eine harte Probe, bis sich das Leben nach und nach normalisierte. Erste Lebensmittelbestellungen erfolgten bald über einen am Soldauer Platz 2 aufgehängten Briefkasten, der von der Genossenschaft Beamten-Wirtschaftsverein betreut wurde, bis dieser das erste Geschäft am Soldauer Platz einrichtete.

75 Jahre Siedlerverein

Im Dezember 1921, kurz nach Fertigstellung der ersten Häuser im Spätsommer des Jahres, wurde bereits der Siedlerverein Berlin-Heerstraße e.V. als Notgemeinschaft für die zahlreichen gemeinsamen praktischen Probleme der Pionierzeit gegründet. Noch 75 Jahre später sprechen die in dieser Broschüre abgedruckten Berichte der noch lebenden Augenzeugen eine beredte Sprache.

Bedingt durch die abgeschlossene Lage der Siedlung zwischen Bahn, Grunewald und den Waldschulen entstand von Anfang an ein starkes „Wir-Gefühl“ und eine hohe Akzeptanz des Vereins, die bis heute bei ca. 60 % der Bewohner (Mitgliedschaften) liegt. Da die Akten aus der Zeit vor 1948 verschollen sind, müssen wir für die ersten 27 Jahre auf die Festschrift von 1961 und einzelne Dokumente sowie Berichte alter Mitglieder zurückgreifen. In einem Gedicht zum zehnten Stiftungsfest wird der Verein als „Freund und Helfer“ bei folgenden gemeinsamen Problemen dargestellt:

- Fertigstellung der Straßen und Wege, Baumbepflanzungen, Kaufverträge, Gebühren, Steuern,
- Behebung der mangelnden Verkehrsanbindung,
- Maßnahmen gegen Schall und Erschütterungen an der Bahntrasse,
- Ärger mit den Bezirksgrenzen und Verwaltungswirrwarr.

Daneben spielte eine Rolle

- die Beratung der Mitglieder in Gartenbaufragen,
- die Vertretung gemeinsamer Interessen gegenüber der Bau-gesellschaft, Behörden und anderen Organisationen, soweit sie Haus und Garten förderlich waren,
- Klagen über den Durchgangsverkehr in der Neidenburger Allee,
- Einsatz für die Erhaltung des Dauerwaldzipfels zwischen Lötzener-Allee und Teufelsseestraße sowie
- die Aufstellung einer Selbstschutz-Wache gegen Einbrecher.

Ab 1931 bis zum Kriegsende gab es eine monatlich erscheinende gedruckte Vereinszeitung mit je vier Seiten Umfang, die von Herrn Tschirpig als Schriftführer auch in dieser Zeit sehr sachlich gestaltet wurde.

In den Notzeiten wurden für alle Mitglieder Samen, Pflanzen und Dünger beschafft und vereinseigene Geräte ausgeliehen.



Feier in der Wald-Oberschule im September 1951, rechts Senator Dr. Hertz (Foto: Landesbildstelle Berlin)



Umzug der Kinder zum 10. Stiftungsfest des Vereins 1931 (Fotobestand Fiedler)

Die große Leiter war noch bis in die achtziger Jahre im Einsatz, und die Tabakschneidemaschine ging bis Anfang der fünfziger Jahre von Haus zu Haus. Das Tabakschneiden ist den daran Beteiligten noch heute vor allem als ein soziales Ereignis, zu dem sich auch Nachbarn und alle Kinder versammelten, in Erinnerung.

Zum Erntedankfest wurden vom Siedlerverein Spenden und Naturalien auf Bollerwagen gesammelt und der evangelischen Kirchengemeinde zur Verteilung übergeben.

Kräftig gefeiert wurden die Jubiläen 1931 und 1951 im Pichelsdorfer Seeschlößchen und in der Waldoberschule. Ein besonderer Höhepunkt war 1961 das 40. Stiftungsfest mit Kinderfest, Umzug und Ball im Roten Saal der Deutschlandhalle.



Polonaise zum Stiftungsfest 1951 (Fotobestand Fiedler)

Die Vorsitzenden des Vereins:

1921 - 1927	Dr. Gförer, Lötzer Allee 3
1928 - 1932	Herr Dust, Lötzer Allee 7
1933 - 1936	Dr. Gustav Fischer, Kurländer Allee 48
1936 - 1944	Waldemar Weißermel, Soldauer Platz 10
1945 - 1961	Fritz Tschirpig, Neidenburger Allee 11
1962 - 1982	Dr. Werner Wessel, Boyenallee 9
1983	Bernhard Below, Marienburger Allee 39, vorübergehend als Notvorstand eingesetzt, dann
seit 1983	Eckart Kuntzsch, Soldauer Allee 18

Fritz Tschirpig, der dem Vorstand ununterbrochen, bereits seit 1921 als Schriftführer und Stellvertreter des Vorsitzenden angehörte, ist besonders hervorzuheben. Er hatte zugleich auch Ämter in den übergeordneten Bezirks- und Zentralverbänden der Kleingärtner und Siedler. Erst 1960 trat der Verein aus diesen Verbänden aus, da inzwischen fast alle Freiflächen zu Zier- und Erholungsgärten umgewandelt waren.

In der Nachkriegszeit bis etwa 1967 fanden die jährlichen Mitgliederversammlungen entweder im Mommsenstadion oder in der Waldschule statt. Die Vereinsarbeit war aktiv und bezog auch persönliche Anteilnahme an Freud und Leid der Mitglieder mit ein.

Zwei- bis dreimal jährlich erschienen zwei Seiten maschinengeschriebene „Mitteilungen“. 1959 wurde eine besondere Baukommission gegründet, die sich mit den großen öffentlichen Planungen in der Nachbarschaft auseinandersetzte (Studentenheim, Sicherung des Waldzipfels als Landschaftsschutzgebiet usw.).



Ausschnitt aus der Titelseite einer von zwei erhaltenen Ausgaben der Vereinszeitung

Viele Einzelprobleme wurden intensiv bearbeitet, seit 1962 unter dem neuen noch gültigen Namen „Interessengemeinschaft Siedlung Berlin - Heerstraße e.V.“:

- Verkehrsprobleme, Ordnungswidrigkeiten, Unratbeseitigung,
- Beratung der Mitglieder zu Einheitswertbescheiden, Grundbuchbereinigung, Instandsetzungskrediten,

- Beleuchtung der Straßen und Durchgänge,
- Pappelrückschnitt in der Marienburger Allee, Straßen- und Gehwegreparaturen,
- Hausbockbekämpfung, Rattenplage (1962),
- Gartenbauberatung,
- Lärmschutz, Hundedreck,
- Beschwerden gegenüber Behörden und Versorgungsbetrieben
- Erhaltung der Regenentwässerung von den Dächern auf die Straße,
- das Schlichten von Nachbarstreit - ein naturgemäß schwieriges Unterfangen.

1967 - 1982 gab es nur geringe Aktivitäten des Vereins. Erst durch die Bestrebungen zur Schulwegsicherung und Verkehrsberuhigung und das wachsende „Kiez-Bewußtsein“ zu Beginn der achtziger Jahre entstand besonders bei den Neuzugezogenen das Bedürfnis, den Verein als ein Forum für die Diskussion und Vertretung gemeinsamer Interessen aller Anwohner wieder aufleben zu lassen (vgl. auch Beitrag von Eberhard Schmidt „Erinnerungen eines älteren Neusiedlers“).

Seit 1983 versucht Eckart Kuntzsch zusammen mit den Vorstandsmitgliedern Ursula Juppe, Joachim Führling, Erdmut Pluntke, Monika Sach, Dr. Eberhard Schmidt und Franz Kerkmann das Nötige zum Wohle der Siedlung Heerstraße zu tun - der Zeit entsprechend mit etwas leichterer Hand als in den vergangenen Jahrzehnten.

- Eine Reihe von großen und kleinen Festen wurden seitdem gefeiert. Der Kurländer Platz, als Mitte unserer Siedlung, ist uns dadurch noch mehr ans Herz gewachsen. Besondere Verdienste haben sich dabei Frau Haseloff, Herr Hilbert und Herr Hundertmark erworben.
- In Appellen und in einer kleinen Ausstellung, von Karin und Friedrich Karl Borck mit Hilfe von Susanne Juppe und Erdmut Pluntke vorbereitet, wurde zur Erhaltung und Rekonstruktion der ursprünglichen Gestaltung unserer Siedlung aufgerufen, die Architekten unter uns berieten die Bewohner dazu.
- Die Unterschutzstellung nach dem Denkmalschutzrecht oder dem Baugesetzbuch wurde öffentlich diskutiert und nach einer schriftlichen Abstimmung unter allen Bewohnern im Januar 1992 als Erhaltungssatzung nach §172 BauGB beim Senator für Stadtentwicklung und Umweltschutz beantragt. Im Mai 1995 wurde die Siedlung als Ensemble unter Denkmalschutz gestellt. Ob zusätzlich eine Erhaltungssatzung vorteilhaft ist, wird jetzt vom Bezirksamt Charlottenburg geprüft und möglicherweise veranlaßt.
- Die Wiederherstellung der Straßenlaternen in der alten Form und die erfolgreiche Verteidigung des Kleinmosaik-Gehwegpflasters in der Siedlung waren erste Erfolge, die vielen die gestalterische Qualität des von der Generation unserer Großeltern geschaffenen Gesamtensembles bewußt machten.
- Die Umbaumaßnahme zur Verkehrsberuhigung Anfang der achtziger Jahre konnte von uns im Sinne einer Optimierung der Planung erheblich beeinflußt werden. Dennoch blieb ein hoher Anteil Durchgangsverkehr vor allem in der Neidenburger Allee erhalten. 1993 und 1994 wurden in einem Ideenwettbewerb verschiedene Vorschläge zur Verhinderung

oder Verringerung des Durchgangsverkehrs ausführlich erörtert und der beste, der Vorschlag von Herrn Below, als Ei des Kolumbus den Waldschulen, dem Siedlerverein Eichkamp und den Ausschüssen der BVV Charlottenburg vorgestellt. (Die Waldschulallee sollte zwischen Marienburger Allee und Harbigstraße sowie zwischen Adolf-Eschke-Schule und Harbigstraße zur jeweils gegenläufigen Einbahnstraße erklärt werden.) Leider lehnt die Straßenverkehrsbehörde z.Zt. noch unseren Vorschlag unter Hinweis auf den Neubau der Jafféstraße ab.

- Die Messeerweiterung, zu Lasten von künftigen Steuerzahlern für 2 Mrd. DM vorfinanziert, gehört zu den Großprojekten, die Anfang der neunziger Jahre plötzlich die Siedlung bedrohten, wie Teleport und Olympia. Die bauliche Nutzbarkeit der Grundstücke der Siedlung sollte verdoppelt, das heißt die Geschosßflächenzahl (GFZ) sollte von GFZ 0,4 auf GFZ 0,8 heraufgesetzt werden.
- Nur dem massenhaften Protest der Bewohner im Jahre 1993, die bewußt den Wohnwert ihrer Grundstücke im bisherigen Siedlungscharakter höher stellten als Spekulationsgewinne, ist es zu verdanken, daß diese Festsetzung aus dem Flächennutzungsplanentwurf 1994 wieder herausgenommen wurde. Dieser vom Verein organisierte massenhafte Einspruch hat den Bestand der Siedlung in der bisherigen Form langfristig gesichert und damit auch die Voraussetzungen für den Denkmalschutz 1995 geschaffen.

- Gegen die Messeerweiterung und die Verlegung der Jafféstraße kämpften wir zusammen mit den Eichkampern offensichtlich vergeblich. Vor der Wahl 1995 waren bei der großen Koalition alle Ohren verstopft. Erst hinterher gestand man sich den Katzenjammer ein. Besonders anzuerkennen waren in diesem Zusammenhang die Gespräche und Korrespondenzen von Dr. Gerd Schneider mit den politischen Entscheidungsträgern.
- Der Neubau der Jüdischen Grundschule wurde mit konstruktiven Vorschlägen für eine gute Verkehrsanbindung von der Harbigstraße aus begleitet.
- Wie in der Vergangenheit wurden viele Einzelfälle mit den Ämtern der Charlottenburger Bauverwaltung im Interesse des ursprünglichen Ortsbildes oft auch strittig verhandelt.
- Aber auch so prosaische Dinge, wie der vorbeugende Einbruchschutz und die seit 1994 unübersehbare Wildschweinplage haben uns stark beschäftigt und zu realisierbaren Vorschlägen an Mitglieder und die Verwaltung geführt.
- Die S-Bahn nach Spandau / Falkensee und in die Stadt vermissen wir seit 16 Jahren. Schon 1983 haben wir Senator Vetter Unterschriften für die Wiederinbetriebnahme übergeben und 1984 einen S-Bahn-Tag am Bahnhof Heerstraße veranstaltet. Im November 1984 fuhr die S-Bahn wieder bis zum Bahnhof Heerstraße, allerdings nur zu Ausbildungszwecken. 1986 gehörte unser Verein mit zu den Gründungsmitgliedern des Interessenverbandes Westbahn e.V., der alle



Blumenkorso anlässlich der Feier des 30-jährigen Bestehens der Siedlung Heerstraße (Sept. 51) (Foto: Landesbildstelle Berlin)

Kräfte für die Wiederinbetriebnahme unserer S-Bahnstrecke sammelte.

Nach dem barbarischem Abriß der vier Bahnsteige (von 1909 - 1927) zwischen Eichkamp und Pichelsberg ist die Strecke 1995 auch unter Denkmalschutz gestellt worden.

1997 sollen die Züge von Strausberg und Königs Wusterhausen wieder über Westkreuz hinaus bis Pichelsberg fahren; 1999 dann weiter nach Spandau / Falkensee in Abhängigkeit vom Bahnhofsneubau am Rathaus Spandau.

- Die drohende Schließung unseres Lebensmittelladens (Co op) konnte zunächst durch eine medienwirksame Sonderversammlung verhindert werden. Seit Februar 1995 ist eine Neubewirtschaftung durch Krankheit und Mietvertragsstreitigkeiten leider unterblieben.

Auch nach 75 Jahren lohnt es sich noch, sich für das Gemeinwohl der engsten Heimat, unseres Wohnbezirkes, einzusetzen, dafür brauchen wir auch künftig den Verein. Aus dem Wohnen im strengen märkischen Kiefernwald ist ein Wohnen im Park geworden. Nicht wenige Siedlungshäuser sind noch original erhalten, andere werden heute wieder in den Originalzustand zurückversetzt - Anregung und Hilfe dazu sollen auch diese Festschrift und die Ausstellung zur Geschichte unserer Siedlung geben.

Die Bewohner der Siedlung

Schon nach Fertigstellung der ersten Häuser 1921 fanden sich unter den Beamten und Lehrern, die sich für ein Eigenheim in der Siedlung eingetragen hatten, am Ende nur wenige bereit, auch zu kaufen. Im Sommer 1921 war der Absatz so gering, daß die Baugesellschaft an eine „Ausbietung“ der Häuser dachte. Das unterblieb, weil sich auch Nichtbeamte zum Erwerb entschlossen.

Jedoch hat sich die Konzeption der „Siedlung Heerstraße“ als Wohngebiet für Beamte und Angestellte in seinen sozialen Strukturen bis in die siebziger Jahre erhalten: Im Jahre 1970 waren von den 476 Erwerbstätigen in der Siedlung 67 % Beamte oder Angestellte, daneben ist der Anteil der Selbständigen mit 26 % überdurchschnittlich hoch, wie der der Arbeiter gering ist. Der Anteil der Selbständigen hat sich in den letzten 25 Jahren noch erheblich gesteigert. Einige frühere bekannte Mitbewohner waren:

Dietrich Bonhoeffer, ev. Theologe, Marienburger Allee 43

v. Dohnanyi, Diplomat, Marienburger Allee

Jens Feddersen, Journalist, Kurländer Allee 25

Eugen Gerstenmaier, Politiker, Kurländer Allee 3

Lilian Harvey, Filmschauspielerin, Kurländer Allee 35

Paul Hertz, Finanzsenator, Kurländer Allee 32

Fritz Jöde, Komponist, Soldauer Allee 19

Martin Wagner, Stadtbaurat, Neidenburger Allee 26a

und die Architekten der Siedlung:

Walter Helmcke, Soldauer Allee 20

Josef Feldhuber, Neidenburger Allee 26

Curt Gorgas, Marienburger Allee 58

Unsere heutigen „prominenten Nachbarn“ werden hier nicht verraten.

Der jüngste Bewohner der Siedlung ist erst vor kurzem „zugezogen“. Er heißt Nicolas und wir heißen ihn herzlich willkommen!



Nicolas

28. Juli 1996 • 1.03 Uhr

3.620 gr. • 55 cm

Annette Weichel Soldauer Allee 3 14055 Berlin

Bezirkszugehörigkeit

Zur Feier des zehnjährigen Bestehens von Siedlung und Verein verfaßte Fritz Tschirpzig, Vorstandsmitglied im Verein, ein Gedicht, in dem er sehr treffend den Zustand der Siedlung beschreibt, darunter auch das leidige „Grenzproblem“ zwischen Wilmersdorf und Charlottenburg. Die Grenze zwischen diesen beiden Bezirken lief mitten durch unsere Siedlung, was mitunter auch den Vorteil hatte, daß die Bewohner eine Behörde gegen die andere ausspielen konnten.

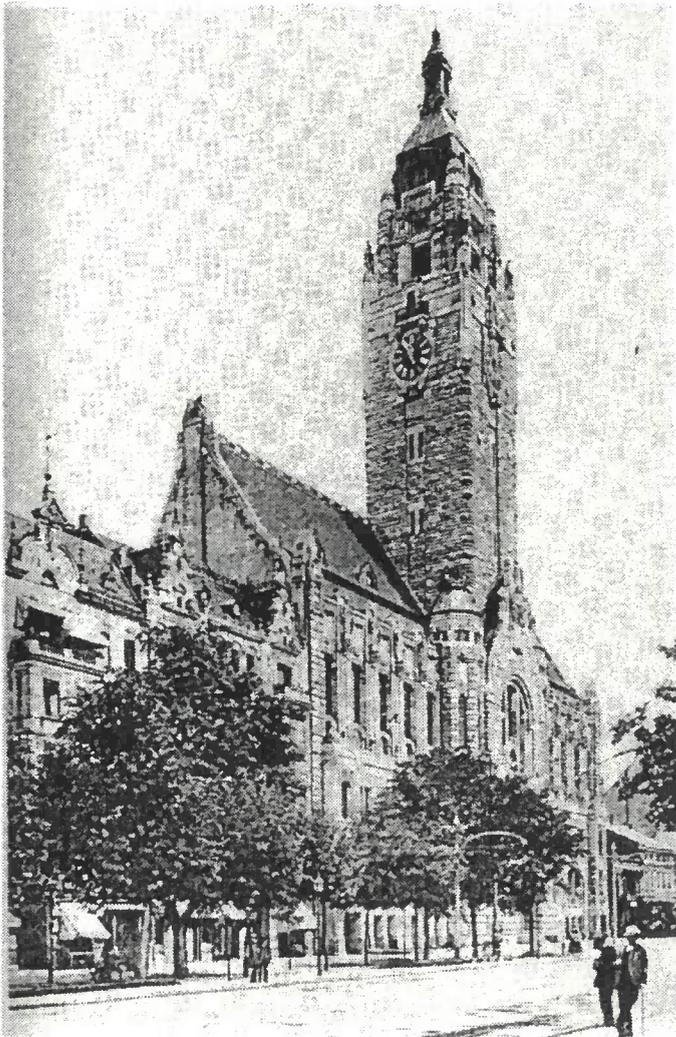
‘Ne Quelle steten Ärgers sind die Grenzen,
die uns zog hier das g’meindliche Berlin.
Ein Staatenbund - ganz international wir glänzen:
Domäne, Forst, Wald, Dorf, Burg, Berg ist drin!

Domäne Dahlem teilte auf die Gegend,
Forst Grunewald nahm uns ins Grundbuch ganz,
Im Rathaus Grun’wald zahlt man Steuern bebend,
am Bahnhof Schmargendorf thront die Finanz.

Das Rathaus kann man unter vieren wählen,
zur Wahl geht man am Bahnhof Grunewald.
Charlottenburg darf auch nicht fehlen,
das Wasser gar in Schöneberg man zahlt.

Noch hat sich nicht der starke Mann gefunden,
der diesen Gord’schen Knoten haut entzwei.
Herbei Ihr Fraun, Ihr Männer, ungebunden,
die ihr uns macht vom Bürokratius frei.

Das geschah dann endlich im Jahre 1936. Durch das neue Stadtgesetz für Berlin wurden nach langen vergeblichen Verhandlungen zwischen Wilmsdorf und Charlottenburg der bisher zu Wilmsdorf gehörende Teil der Siedlung Heerstraße und die Siedlung Eichkamp mit allen Sportplätzen und den Schulen nach Charlottenburg umgemeindet.



Rathaus Charlottenburg (Foto: Berliner Architekturwelt, Jahrgang 1906)

So mußte man nicht mehr in Charlottenburg kochen und in Wilmsdorf essen oder in einem Haus mit einer Familie in verschiedenen Bezirken schlafen, ganz abgesehen von kürzeren Wegen zu den jeweiligen Verwaltungen, die nun zurückzulegen waren!

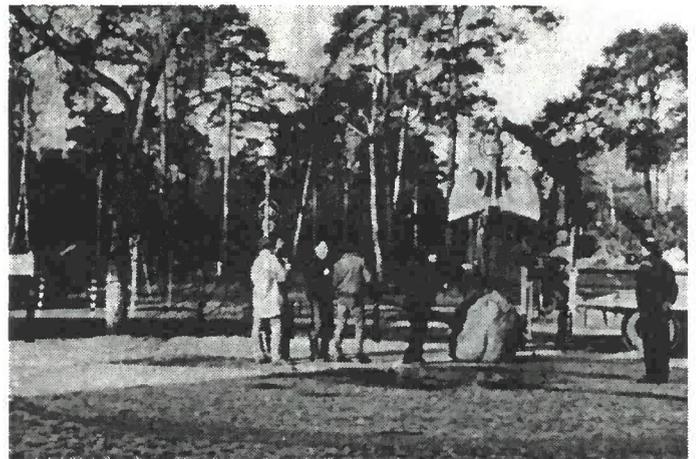
Probleme

Bei der Beschäftigung mit den 75 Jahren Siedlungsgeschichte ist es doch frappierend, welche Sorgen, Probleme und Nöte die Bewohner bewegten, die uns heute in ähnlicher Weise plagen. So wurde immer wieder die Anhörung und Mitbestimmung der Anwohner bei baulichen Veränderungen im Umfeld der Siedlung angemahnt, wie auch heute! Die ersten Bewohner hatten

1921 keinen Laden für die notwendigste Versorgung - nach 75 Jahren sind wir genau da wieder angelangt, wenn man von dem Mini-Versorgungsstützpunkt der rührigen Inhaberin des Zeitungskioskes im stillgelegten S-Bahnhof Heerstraße absieht. Die Proteste der Anwohner bei der Verlegung der Eisenbahn zur Elektrifizierung Ende der zwanziger Jahre, weil die Häuser durch verstärkte Erschütterungen Schaden nahmen und die Lärmbelästigung unzumutbar wurde, hatten den Erfolg, daß die Linie verlegt und Pappeln zur Schalldämpfung angebaut wurden. Wir können heute nur hoffen, nachdem wir die jahrelangen Bauarbeiten an der Bahnstrecke und Heerstraßenbrücke mit allen nur möglichen Belästigungen ertragen haben, daß mit der Verlegung der Jaffestraße an die Bahntrasse die versprochenen effektiven Schallschutzmaßnahmen in ästhetisch erträglicher Form als Lärmschutzwälle angelegt werden.

Ein Thema, aktuell seit über 30 Jahren, ist bis heute nicht gelöst: die Verkehrsberuhigung. Fehlende Parkplätze für Messe und Deutschlandhalle, der Bau von Sporthallen, Schulen und der Durchgangsverkehr von und nach Spandau derjenigen Autofahrer, die den Messedamm und die Jaffestraße umgehen wollen, haben den Verkehr zu einer schwer erträglichen Belastung werden lassen.

Dennoch wird selten freiwillig ein Haus aufgegeben., da sich alle Bewohner der Siedlung über den großen Standortvorteil, stadtnah und zugleich in einer Gartenstadtsiedlung unmittelbar am Rande des Grunewalds zu leben, im klaren sind.



Setzen der „Dorflinde“ im April 1984 auf dem Soldauer Platz am Eingang der Siedlung (Foto: Kuntzsch)

II. ERINNERUNGEN UND BERICHTE VON BEWOHNERN DER SIEDLUNG

KINDHEIT IN DER SIEDLUNG HEERSTRASSE

GISELA KELTZ

Wir schrieben das Jahr 1923. In Wilmersdorf hielt am Morgen des 23. Mai ein großer Möbelwagen vor dem Haus Laubacher Straße 37, um die obere Wohnung zu räumen. Vater hatte das angeordnet, um das eben fertiggestellte eigene Haus in der Neidenburgallee (frühere Schreibweise) zu beziehen. Welch eine Aufregung für ein neunjähriges Mädchen: ein eigenes Haus!

Wie war es dazu gekommen? Ob meine Eltern von diesem Bauprojekt wußten oder es auf einem Waldspaziergang entdeckten, weiß ich nicht; ich vermute aber letzteres, da nur noch drei Häuser zu vergeben waren.

So früh wie möglich machte sich mein Vater auf den Weg zu der entsprechenden Baugesellschaft. In dem Büro saßen zwei Herren, die ihn in die Mangel nahmen. Die Häuser seien nur an Kriegsteilnehmer zu vergeben, meinten sie. Jawohl, das sei er auch, war die Antwort.

Es sollte sich aber um Familien mit Kindern handeln, so wieder einer. Er hätte zwar nur eines, dafür aber ein krankes Kind, das unbedingt aus seiner Zentralheizungswohnung herauskommen müßte.

Dann wäre eine Anzahlung fällig von 8.000,- Reichsmark. Das wäre auch kein Problem, wieder mein Vater.

Es sollten aber Kriegsteilnehmer mit Verwundetenabzeichen sein. Da mein Vater auch dieses besaß und merkte, daß sie nach Ausflüchten suchten, platzte ihm der Kragen und er wurde laut - sehr laut, was er sehr gut konnte.

Darauf einer der Herren zum anderen: „Du, den werden wir nicht mehr los.“

Vater konnte sich eines der noch freien drei Häuser aussuchen und entschied sich für das Eckhaus Neidenburger Allee 20, zwar zur Nordseite gelegen, aber wenigstens ein Eckhaus, günstiger für den Gartenfreund, um diesen zu bestellen.

Das Grundstück hatte eine Größe von 580 qm, das Haus eine Grundfläche von 67,5 qm. Es war vollunterkellert, doch war der Keller niedrig gehalten mit Balken an den Decken, die uns zwar den Durchgang gerade gestatteten, späteren Generationen aber oft zum Verhängnis wurden und die Kellerräume sehr unbeliebt machten.

Es wurde für meine Eltern aber noch sehr schwer, diesen Plan zu verwirklichen. Wir hatten Inflation, das Geld wurde schneller entwertet, als man denken konnte, und meinem Vater war es kaum möglich, die fälligen Raten aufzubringen. Die Devise hieß, entweder alles gewinnen oder alles verlieren. Schließlich schaffte es Vater doch, aber die Situation führte auch zu einer Erkrankung, die der Arzt als Nervenfieber diagnostizierte. Aufregung und Spannungen waren für ihn Gift, und ich war und blieb darin ganz seine Tochter. Allerdings darf man hierbei nicht übersehen, daß wir uns mitten in dem schlimmsten Inflations-

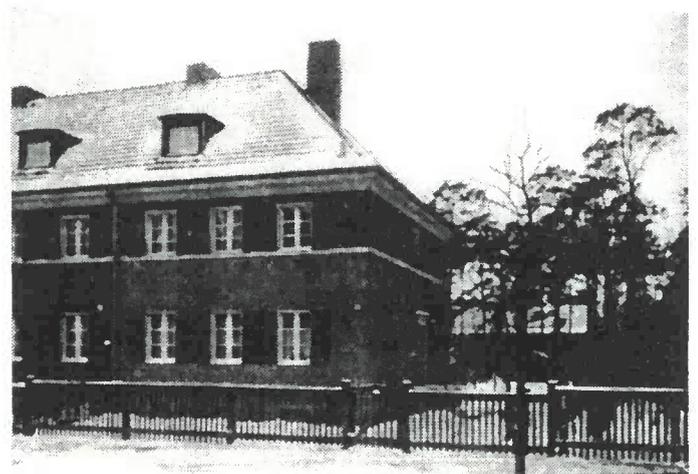
monat befanden. Ein Wort hierzu: Die Preise kletterten und kletterten, bis schließlich die gedruckten Geldscheine nur noch in Körben zu den Banken transportiert werden konnten, Briefmarken wurden ohne Wertbezeichnung gedruckt und per Hand beschrieben. Posten der Schutzpolizei bewachten die Kartoffeläcker um Berlin. Am 15. November war der Spuk vorbei, und es erfolgte die Ausgabe der Rentenmark; für eine Billion erhielt man eine Rentenmark.

Was bedeutete das nun für die einzelne Familie?

Ich bekam etwas Taschengeld - und mit meinen zehn Millionen in der Hand wanderte ich in die Reichsstraße zu einem Spielwarengeschäft - stolz wie ein Spanier. „Haben Sie etwas für zehn Millionen?“ „Nein, mein Kind, leider nicht - aber einen Bonbon kannst Du dafür haben.“

Ach, gedacht hatte ich an ein ganz kleines Püppchen oder ähnliches - große Enttäuschung - den weiten Weg und ganz umsonst. Ich erinnere mich auch noch gut an das lange Warten vor den Geschäften - so lange, bis mein Vater mit dem eben erhaltenen Geld kam und Mutter gleich alles ausgab und einkaufte, weil das Geld stündlich an Wert verlor.

Klar, daß ein in dieser Zeit gebautes Haus ein Inflationsbau war, was aber nur die Inneneinrichtung betraf; die Grundsubstanz war solide mit einem hervorragenden Putz. So warnte der Vorsitzende vom schnell gegründeten Siedlerverein immer wieder, diesen Außenputz zu verändern. Die primitive Inneneinrichtung konnte man ja allmählich austauschen. Wie glücklich mögen meine Eltern gewesen sein, daß sie es trotz aller Unbill im letzten Moment geschafft hatten! - Sämtliche Ersparnisse waren verloren, nur das Eigentum an Grund und Boden behielt seinen Wert.



Das Elternhaus der Verfasserin (Foto: Treichel)

Die beigegefügte Aufnahme zeigt die Fortschritte, denn es gab viel zu tun. Unser Komplex bestand aus zwei Eckhäusern und einem Mittelhaus; die Familien der Eckhäuser verstanden sich gut, so daß am Ende zwei einheitliche „Ecken“ herauskamen - gleiche Gartenanlage, gleiche Zäune (Zementpfähle mit Latten dazwischen) und vor allem ein gleiches Spaliergitter am Haus, weiß gestrichen, mit roten Kletterrosen, großblumig, von der Sorte „Sodenia“. Außer der Mansarde waren die Fenster mit Fensterläden versehen, in gutem Farbanstrich: Blattgrün, die in-

neren Quadrate heller mit einer ausgesparten Raute darin. Sie waren sehr praktisch, im Sommer hielten sie die Räume kühl und gaben ein wenig Licht - genügend, um arbeiten zu können. In diesem Haus angekommen, bekam ich ein eigenes Zimmer, das Gartenzimmer; zwar nur notdürftig möbliert, aber was machte das schon im Hinblick auf die neugewonnene Freiheit! Noch war alles ringsherum kahl und leer und die Straßen noch unbekannt.

Am 23. Mai zogen wir ein; tags darauf war mein Geburtstag, ich wurde neun Jahre alt. Daß Mutter an diesen Tag dachte bei der Fülle der Arbeit, die auf sie zukam, hielt ich für unmöglich. Aber nicht so meine Mutter; ein kleines Puppenbett mit niedlichem Inhalt stand morgens auf dem provisorischen Nachttisch - ja, sie hatte sogar eine Freundin aus der alten Schule eingeladen.

Besagtes Mädchen stand dann auch mit ihrer Erzieherin am Bahnhof Heerstraße und beide wußten nicht, wie weiter. Wen sie auch fragten, niemand kannte eine Neidenburgallee. So wanderte die aufgeweichte Schokolade in der Hand eines enttäuschten kleinen Mädchens wieder heim und auch ein anderes kleines Mädchen war enttäuscht, weil es umsonst gewartet hatte.

Der nächste Geburtstag verlief dann schon anders; es gibt auch ein erkennbares Bild vom 15. Mai, dem Geburtstag von Nachbars Tochter Erika, genannt Erchen. Obwohl viel jünger als ich, hatte ich mich mit ihr angefreundet, denn es gab sonst niemanden in unserer Straße, der dafür infrage kam.

Eine kleine Episode nebenbei.

Auf dem Geburtstag war auch ein Mädchen, gleich groß wie Erchen, und da ich die Älteste und Größte war, wollte ich wohl ein Gespräch in Gang bringen und wandte mich an sie: „Was willst du denn einmal werden?“ Wie aus der Pistole geschossen kam die Antwort: „Tänzerin.“ Mit diesem „drubbligen“ Körper und diesen eigenartigen Proportionen? Der Kopf schien direkt auf dem Körper zu sitzen. „Wie bitte?“ Ich konnte mich nur gehörig wundern, und mein abschließendes Urteil: Die spinnt ja!

Nach dem Kriege war es nach Jahren möglich, wieder in die Oper zu gehen - in die Städtische, wohlgemerkt! Im Programmheft waren die Namen ausgedruckt, darunter der Name der Primaballerina: Lido Herbeth! Hält man das für möglich? Das Mädchen vom Geburtstag in Nachbars Garten! Sie war sehr begehrt und gehörte bis ins Alter dem Ensemble an.

Der erste Bauabschnitt der Siedlung Heerstraße war 1921 abgeschlossen, und darum gab es schon eine Versorgung durch ein Geschäft und einige Pferdefuhrwerke, die den Hauptbedarf auch für uns abdeckten. So kam Bolle durch die Straßen gefahren, ein Kartoffelmann, ein Bierwagen, an dem man ein Fäßchen Braumbier kaufen konnte; den Inhalt mußten wir dann in Flaschen abfüllen. Alle machten sich durch eine Klingel bemerkbar. Das einzige Geschäft war das BWiV (Beamtenwirtschaftsverein) am Soldauer Platz, dort, wo auch heute noch ein Geschäft steht. Nur selten schickte mich meine Mutter zur „Pommerschen Meierei“ in der Reichsstraße, Fahrt mit der guten alten Linie 75, das Fahrgeld betrug acht Pfennige. Es war die Endstation der Straßenbahn; sie fuhr bis Kupfergraben. Bequem war, daß man gleich einsteigen konnte.

In einem Raum des BWiV befand sich eine Rolle, und so zog man mit der Wäsche auf einem Leiterwagen, der schon eine be-

sondere Errungenschaft bedeutete, dorthin. Die Rolle war ein großer Kasten mit Feldsteinen gefüllt, der durch eine Kurbel zu bewegen war, was natürlich recht schwer war, daher das Sprichwort: „Hilf mir mal die Rolle drehen!“ Der Kasten rollte hin und her, dann wurde er an einer Seite hochgehievt und gab lange Rundhölzer frei, die zusammen mit einem Rolltuch die umwickelte Wäsche freigaben. Sobald als möglich kauften meine Eltern eine eigene Rolle, die nach ähnlichem Prinzip funktionierte, und die Strapaze fiel fort.

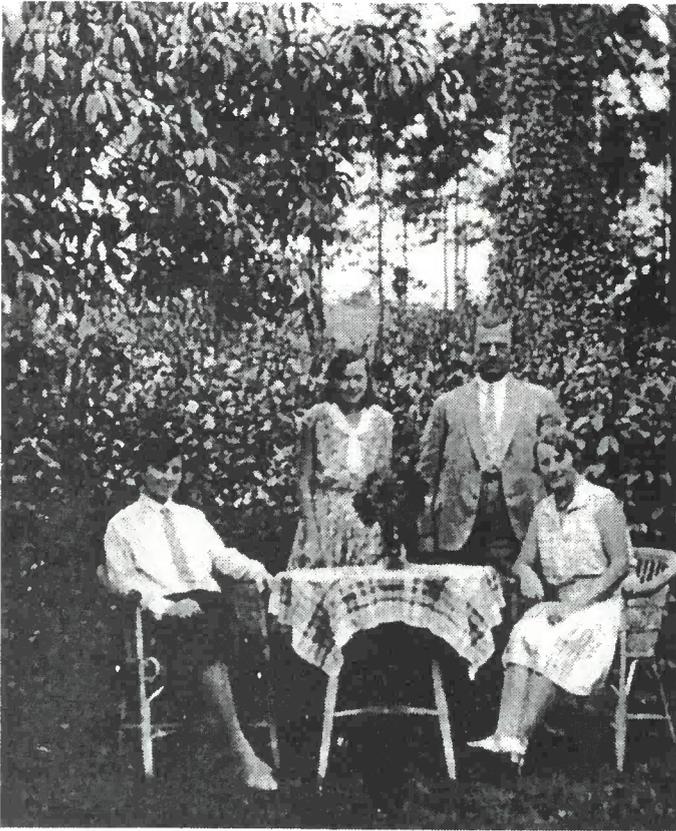


Kindergeburtstag im Vorgarten des Nachbarhauses (Foto: Treichel)

Auch eine kirchliche Versorgung gab es schon in der Waldschule, die Gottesdienste fanden hier in der „Wintereßhalle“ statt, bis ein Maleratelier in der nahen Tannenbergallee frei wurde. Von nun an wurden die Gottesdienste und auch andere Aktivitäten in einem Nebenraum abgehalten von dem sehr volkstümlich predigenden, warmherzigen und beliebten Pfarrer, Ernst Gürtler. Später entstand hier ein neues Gebäude, passend für eine kleine Gemeinde und ihre Verwaltung. Ein Fresko schmückte die Altarwand, gestaltet von Prof. Bengen.

Ich besinne mich noch gut auf den verschneiten Weg dorthin am Weihnachtsabend ebenso wie auch auf die Spiele auf den noch leeren Straßen. Spiele, die es heute nicht mehr gibt: Kreiseln, ein Kegel mit einem Nagel an der Spitze, der mit einer Peitsche angetrieben wurde oder der Reifen, der durch einen kurzen Stab

angetrieben und dann gelenkt wurde, um nur einige Beispiele zu nennen. Später, als sich mehr Jugend zusammenfand, ging es u.a. um Treibe- oder Völkerball, auch das mitten auf der Straße! Im nahen Wald oder auf sonstigen freien Plätzen konnte das Krocketfeld aufgebaut werden; allerdings fielen diese mehr und mehr fort, z.B. auch durch den Bau des Mommsenstadions. In dem Garten jedes Eigentümers war ein Stallgebäude ausgewiesen, und so kam die hübsche Laube aus dem Schrebergarten meiner Eltern in den hinteren Teil unseres Gartens und diente je nach Lage der Dinge zum jeweiligen Zweck.



Im Garten, 1930 (Foto: Treichel)

Es war gut für Haus und Garten, daß mein Vater handwerklich sehr geschickt war, so daß das Sprichwort paßte: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann“, - und eine Verbesserung nach der anderen entstand. Sehr bald schon wurde die Laube als Hühnerstall umfunktioniert; eine kleine „Treppe“ (schräges Brett mit Querstäben) führte in einen oberen Raum, natürlich wärmeisoliert. Als die Hühner eines Tages abgeschlachtet waren, mußte eine andere Lösung gefunden werden, und Vater errichtete einen Gang aus Draht den ganzen Garten entlang; die Hühner fanden bald heraus, wie sie hierdurch zu ihrem Schlafplatz kamen: im ursprünglichen Werkzeugschrank im Keller! Ebenso wie die Laube wurden auch Bäume aus dem Schrebergarten umgesetzt. Vaters besondere Liebe war stets der Garten, und die Mode damals und seine Leidenschaft hieß: Spalierobst. Diese wurden beschnitten und in verschiedenen Formen gezogen. Vater hatte sich vorgestellt, die eine Nachbarseite mit verschiedenen Sorten sehr dicht zu bepflanzen - aber das war teuer, und woher das Geld nehmen? Also kamen die Eltern auf die

Idee, Blumensamen zu säen und die Pflänzchen zu pikieren. Im nächsten Frühjahr fingen sie an zu blühen, und so stand dann auf dem aufgestellten Schild zu lesen: Blumen zu verkaufen, 1 Dutzend zu 1,- RM. Stiefmütterchen, Vergißmeinnicht, Goldlack. Es gab auch nette Menschen, die mir (!) etwas abkauften: Veilchen und Akelei, die ich aus dem nahen Wald geholt hatte. Die Pflanzen gingen weg wie warme Semmeln, und der Ertrag dieser Aktion belief sich auf 400,- RM, also konnten die Bäume gekauft werden. Wenn man alle Obstbäume zählte, standen auf unserem kleinen Grundstück 70 Bäume!

In einer kalten Winternacht fror die Wasserleitung ein, und die Eltern hatten große Mühe, es nicht zu einem Rohrbruch kommen zu lassen; außerdem wurde die Nordostecke in der Küche immer naß. Vater sann also auf Abhilfe und isolierte dann in der Küche die gesamte Außenwand mit angenagelten Torfplatten, die dann natürlich neu verputzt werden mußten.

Es gäbe noch viel zu erzählen vom beschwerlichen Alltag oder dem Spielchen mit den Rosen. Abwechselnd ein Hochstamm, dazwischen eine Buschrose, waren im Vorgarten gepflanzt worden (der Garten- bzw. Rosenfreund hatte extra 1,5 m tief rigolt und mit Lehm ausgefüllt, den er im Wald gefunden hatte). Diese Hochstämme durften nicht zu früh eingelegt werden, sondern mußten erst einmal bis Minus 8°C Frost bekommen, dann wurden die Stämme und die Krone bis zur Erde gebogen und mit Torf oder Sand bedeckt - klar, daß sie schnell brachen, wenn sie älter waren!

70 JAHRE IN DER SIEDLUNG HEERSTRASSE

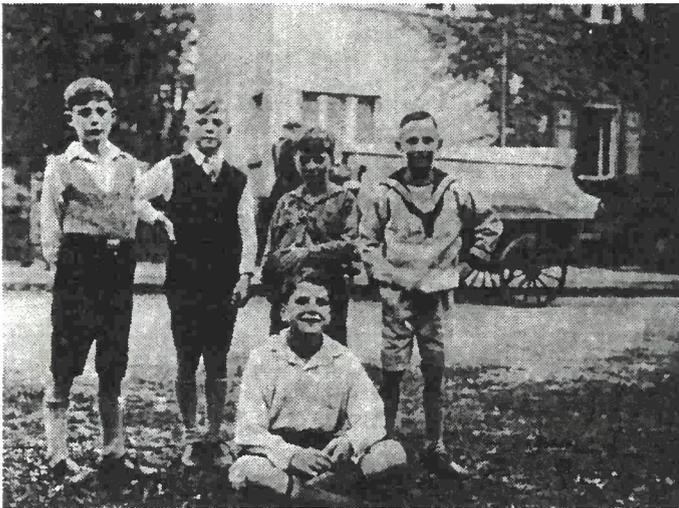
URSULA JUPPE

Es war ein wunderschöner Tag, der 16. Juli des Jahres 1926, an dem wir in unser strahlend neues Haus in der Siedlung Heerstraße einzogen. Mehrere Rohbaubesichtigungen waren natürlich vorausgegangen. Auch meine Mutter hatte inzwischen klein beigegeben, denn sie hatte bei einem der Vorbesuche mit dem Ausruf: „in diese Löcher soll ich ziehen!“ meinen Vater leicht verärgert. Wir Kinder hatten das Haus längst angenommen und freuten uns auf kommende Zeiten, von denen ja niemand wußte, was sie alles bringen würden.

Mein risikofreudiger Vater hatte die Möglichkeit, ein Siedlungshaus zu erwerben, die der Staat seinen Beamten bot, angenommen. Das wurde möglich durch Anleihen, die der Staat an seine verhältnismäßig sicheren Schuldner zu geben bereit war. Denn eigenes Vermögen, soweit in Beamtenkreisen jener Zeit überhaupt vorhanden, stellte nur einen bescheidenen Grundstock dar. Schließlich waren seit Inflation und Währungsreform nach dem 1. Weltkrieg erst drei Jahre vergangen. Arbeitgeberdarlehen und Hauszinssteuerhypothek ermöglichten also das Unterfangen. Amortisation und Zinszahlung erstreckten sich über Jahrzehnte. In die Häuser am Kurländer Platz, acht an der Zahl, zogen also sechs Kommunal- und Staatsbeamte ein.

Die erste Versorgungsquelle für die Einwohner der Siedlung war der Laden des „Beamten-Wirtschafts-Vereins“, am Anfang der Soldauer Allee gelegen. Im ersten Jahr gab es dazu den regelmäßig durchfahrenden Bimmelwagen von Bolle. Der „Preu-

ßenmarkt“ - damals bereits an der Westendallee beginnend - versorgte mit allen Nahrungsmitteln zum Frischverbrauch. In der Vorhalle des Bahnhofs Heerstraße unterhielt in einem winzigen Raum ein Charlottenburger Bäckermeister eine Verkaufsstelle für Brot und Kleingebäck. Die Siedlung bildete, was ihre Versorgung betraf, eine kleine selbständige Gemeinde mit freundlichen Häusern und sauberen Straßen, die mit ihren gleichartigen Zäunen den Siedlungscharakter betonte. Von falsch verstandener Ökologiepflege unserer Gegenwart war nichts zu spüren.



„Gemüseverkauf“ 1932 in der Lötzeener Allee (Foto: Büttner)

Dazu war und blieb die Verbindung mit der großen Stadt gewahrt. Neben der Straßenbahn (stadtwärts über Kaiserdamm und Bismarckstraße) 75 oder 58, eine von beiden war die erste, fuhr Anno 1926 jede Stunde eine Dampfbahn vom Lehrter Bahnhof - am Bahnhof Heerstraße haltend nach Wustermark und Nauen. Aber schon 1927 gab es die S-Bahnlinie von Spandau nach Grünau oder Strausberg im 10-Minuten-Takt. Durch den Anschluß an die Ringbahn in Westkreuz wurde die Verbindung nach fast allen Stadtteilen Berlins möglich. Ein verkehrstechnischer Zustand also, von dem wir, die heute Altgewordenen, nur träumen können. Das Autozeitalter für jedermann lag noch in weiter Ferne. Die Erstbewohner der Siedlung Heerstraße konnten also ohne Schwierigkeiten das Leben in ihrer grünen Wald-Garten-Oase genießen.

Der erste Wermutstropfen in den Freudenbecher fiel mit dem Inkrafttreten der „Brüningschen Notverordnungen“ in den Endzwanziger Jahren. Nicht mehr nur Sparsamkeit, sondern Einschränkungen war künftig die Losung, jedenfalls für alle betroffenen Beamtenfamilien. Für viele war die Idylle vom Eigenheim dahin, es begann die Zeit der Untervermietungen (s. Anzeige).

Von der Mitte des dritten Jahrzehnts an gab es eine neue Beunruhigung: an der Teufelsseechaussee begann der Bau der Wehrtechnischen Fakultät der TH, deren Bauruine im Berliner Trümmerschutt des Teufelsberges begraben ist. Damals ging das Gerücht von der Enteignung der gesamten Siedlung im Interesse der Planung der WTF um. Daß es nicht zur Verwirklichung dieses Gerüchtes kam, war der drohenden Kriegsgefahr zu „danken“.

Vermietungen
Großes Balkonzimmer nach Garten, Couch, Schreibtisch, ebenso kl. Zimmer — 932612
Möbl. Zimmer Boyer-Allee 10 Schloh
Freundl. möbl. Balkonzimmer Schlüter Neidenburger Allee 31
Hübsches Zimmer Bad, Telefon, Z.-Heizung Kurländer Allee 25 — 930156
Elegantes Komfortzimmer an Herrn Fernsprecher 935559

Anzeige aus „Siedlerverein Berlin-Heerstr.“ Nummer 8/9, August/September 1938, 8. Jahrgang

Mit dem Kriegsbeginn 1939 gab es für uns in der Siedlung wie für alle Berliner die gleichen Auflagen und Vorschriften (Verdunkelung usw.), die erfüllt, aber eigentlich noch nicht ganz ernst genommen wurden. Aber Veränderungen im Bestand der Siedlungsbevölkerung machten sich allmählich bemerkbar. Abwanderungen nahmen zu, wurden durch Zuwanderungen ausgeglichen, regten zum Nachdenken an.

Mit den beginnenden Luftangriffen wurde der Krieg spürbar härter. Luftschutzräume wurden eingerichtet, Stützbalken geliefert, sie liegen noch heute bei uns im Keller. Auch sogenannte Luftschutzbetten (stapelbare Holzgestelle) gehörten dazu. Im November 1943 vernichtete eine Bombe an der Waldseite der Lötzeener Allee den selbst errichteten Splittergraben der Anwohner, es gab die ersten Toten und die ersten Ruinen, die nicht die einzigen blieben. Dieser schwere Angriff, der das gesamte Gebiet von Stößensee über die Villenkolonie bis hinauf zur Siedlung betraf, soll angeblich der Tarnung des Wannsees zu verdanken gewesen sein. Der Angriff wurde als Abweichung von der sonst benutzten Einflugschneise angesehen.

Der Alltag mußte weitergehen. Die immer durchlässiger werdenden Dächer wurden, so gut es ging, gedichtet. Ich sehe mich noch zusammen mit Jens Feddersen dem damals 17-18-jährigen Nachbarjungen und später durchaus bekannt gewordenen Journalisten auf dem Dach sitzen und die verbliebenen Ziegel neu verteilen. Freizeitbeschäftigung! Am Erstaunlichsten in jenen Zeiten war, daß uns unsere S-Bahn trotz schlimmster Angriffe treu blieb und einen immer noch nach dem nächtlich erledigten

Luftschutzdienst im jeweiligen eigenen Dienstgebäude nach Hause brachte. Ebenso wundersam: das Telefon. Man konnte sich nach den Angriffen sofort zu Hause erkundigen, ob die Nacht unbeschadet überstanden worden war. Es blieb übrigens in Betrieb, bis der erste das Haus betretende Russe den Anschluß aus der Wand riß.

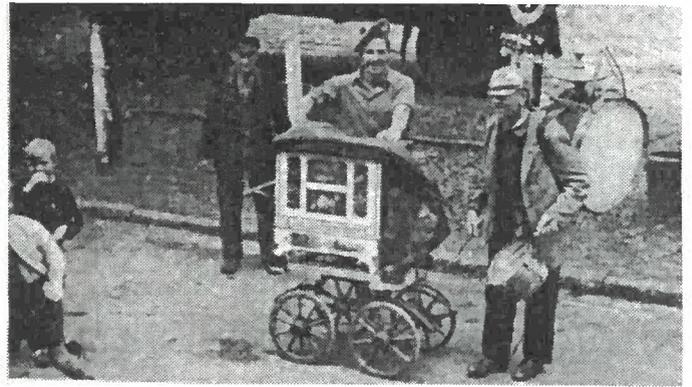
Mit Kriegsende wurde die Siedlung für kurze Zeit Standort und Durchzugsgebiet für russische Einheiten. Im Hause Kurländer Allee 24 etablierte sich die Kommandantura, auf dem Platz weideten mitgebrachte Kühe, und auf der Straße ringsum übten sich russische Radfahr-Neulinge. Der auf dem Platz angelegte Splittergraben (von keinem der Anwohner je benutzt) diente dem Personal der Kommandatura, das im Hause Nr. 28 wohnte, als Toilette. Die Einwohner von Nr. 28 durften übrigens im Keller hausen.

Die Pumpe in der Mitte der Kurländer Allee diente der Wasserversorgung der Bevölkerung und 2 x täglich den vorfahrenden Gulaschkanonen der Russen. Als sich am Abzugstage der russischen Einheit die Bewohner des Hauses 28 wegen eingetretener Stille sehr früh nach oben wagten, fanden sie auf jeder Stufe der Treppe eine brennende Kerze. Auf diese Weise ist ein unbewohntes Haus in der oberen Hälfte der Marienburger Allee abgebrannt.

In der folgenden kurzen „besatzungsfreien“ Zeit hatten in den bewohnbaren Häusern geschädigte Nachbarn Aufnahme gefunden. Auch obdachlos gewordene Freunde aus der zerbombten Stadt fanden Zuflucht. Bis zum Juni des Jahres traf auch meine Schwägerin mit ihrem dreijährigen Sohn, nach abenteuerlicher Reise aus Aussig (Sudetenland) kommend, bei uns ein. Während ihre Eltern, die auf einem Transportzug von Sudetendeutschen nach Mecklenburg verfrachtet wurden, kurzerhand den Zug in Berlin verließen und einige Zeit später bei uns eintrafen. Mit der Übernahme Charlottenburgs in den englischen Sektor und dem Einzug englischer Einheiten traf uns wie etliche andere Bewohner der Siedlung das Schicksal, das Haus räumen zu müssen. Wir wurden mit anderen Betroffenen in leerstehende Häuser eingewiesen, für unsere Familie waren das die Häuser Nr. 4 und 5 der Kurländer Allee. Die Häuser gehörten übrigens der deutschen Marineverwaltung, ihre ehemaligen Bewohner waren bereits vor einiger Zeit evakuiert worden. Wir durften im Keller und im Garten unseres Hauses (Zugang über den Wirtschaftsweg) verkehren, mußten es aber abends verlassen haben. Im Hause war die englische Einheit mit dem Streichen der Grabkreuze für den Soldatenfriedhof an der Heerstraße befaßt.

Die Verbannung aus dem Hause endete Anfang Dezember 1949. Das freigewordene Haus stellte sich als leere Hülle dar. Einige schwere Möbelstücke fanden sich wieder im Haus, einige andere auch in ebenfalls besetzt gewesenen Häusern der Nachbarschaft. Es galt also zu totalem Neuanfang zu starten, für die einzelnen wie für die gesamte Siedlung.

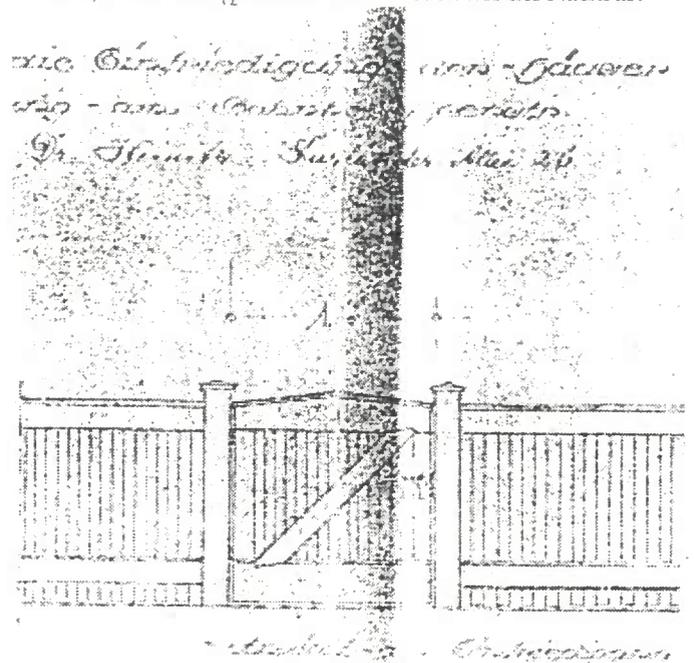
In der Folgezeit entwickelte sich in der Mitte der Kurländer Allee so etwas wie ein „Einkaufszentrum“. Mutige Leute machten einen Lebensmittelladen, eine Drogerie auf und ein schon im Krieg in einer leeren Garage Gemüse verkaufendes altes Ehepaar bemühte sich ebenfalls, seinen Handel wieder aufzunehmen. Die frühere Bäckereifiliale zog wieder in den Bahnhof ein und bekam in einer bescheidenen Hefter-Filiale einen Nachbarn. Allmählich erschienen auch die Marktleute wieder.



Hofkonzert der Royal Army im August 1946 auf dem Kurländer Platz
(Foto: Juppe)

Die erforderlichen Reparaturen wurden in Angriff genommen, denn im Grunde genommen war keines der Häuser unbeschadet davongekommen. Uns gelang es z.B. mit der Gewährung eines neuen Darlehens das Dach mit den Resten der alten und neuen Ziegeln decken zu lassen. Langsam aber sicher - mit mindestens 2 Jahren Verzug gegenüber der neuen Bundesrepublik - begann in Berlin und damit auch in unserer Siedlung das Wirtschaftswunder zu erblühen.

Grobe Fehler, die in der Hektik des Wiederaufbaus in allen zerbombt gewesenen Städten entstanden, haben unsere engste Heimat nicht getroffen und wohl kaum treffen können. Nur wurden teilweise ehemalige Einfamilien- zu Mehrfamilienhäuser umgebaut. Die Verschandelung des Straßenbildes durch die Zurschaustellung des individuellen Geschmacks bei der Gestaltung der Vorgartenzäune ist allerdings unübersehbar. Der Lattenzaun neben dem schmiedeeisernen, der Jägerzaun neben dem Eisengitter und dem gestrichenen Holzzaun, dazu alle in unterschiedlicher Höhe. Dies läßt doch wohl die Frage zu, ob es dem eigenen Ansehen Abbruch tut, hinter dem gleichen Zaun zu leben wie der Nachbar?



Originalbauzeichnung 1926



Sommerfest 1989 auf dem Kurländer Platz. Im linken Spitzgiebelhaus wohnt die Autorin seit 70 Jahren. (Foto: Kuntzsch)

Alles sind verhältnismäßig kleine Grundstücke, die keine optische Unruhe vor der Haustür vertragen.

Nichts für ungut, Zeiten, Mode und Geschmack ändern sich und ich persönlich muß sicher das mich Störende nicht mehr allzulange ertragen.

Deshalb wünsche ich den sich nun stetig erneuernden Einwohnern allen eine friedvolle Zukunft, wie sie unserer Generation in den ersten Jahren in der Siedlung Heerstraße beschieden war.

EINKAUFSMÖGLICHKEITEN IN DER SIEDLUNG HEERSTRASSE

GISELA FIEDLER

Die Siedlung Heerstraße war in den Anfangsjahren wirklich noch eine dörfliche Vorstadt. Das merkte man auch an der Versorgung mit Lebensmitteln. Es gab nur wenige Geschäfte, dafür eine Reihe „fliegender Händler“.

Eine Zeitlang kam Herr Müller, der die Milch in 10-Liter-Kannen auf dem Fahrrad transportierte und von Haus zu Haus fuhr.

Später kam die Firma Bolle mit dem Pferdewagen und dem Bollejungens auf dem Rücksitz. Der bimmelte mit seiner Glocke, und die Hausfrauen kamen mit ihren Milchtöpfen an den Wagen. Mit dem größten Vergnügen fuhrn wir Kinder ein Stück mit, bis zur nächsten Haltestelle. Wer beim Hinterherrennen aufspringen konnte, war große Klasse! Dies war unser Sonn-

tagsvergnügen, denn wochentags waren wir ja in der Schule. Merke: Sonntags wurde Milch ausgefahren!

Später, bis weit in die fünfziger Jahre hinein, brachte Herr Paepke die Flaschenmilch mit dem Auto. Er hatte auch Brötchen, die morgens im Beutel an der Haustür hingen.

An jedem Freitagnachmittag fuhr, ebenfalls mit dem Pferdewagen, Herr Freymuth aus Mariendorf vor. Von ihm kauften wir frisches Landbrot. Es wurde sofort angeschnitten. Mit dem Schmalz- oder Butterkanten in der Faust saßen wir Kinder alsbald bei Herrn Freymuth auf dem Bock und durften ein Stückchen mitfahren.

Obst und Gemüse wurden von Herrn Kiesewetter angeboten. Später übernahm dieses Geschäft das Ehepaar Wegwerth. Sie kamen mit einem großen Ziehwagen: Er legte sich vorn ins "Geschirr" und sie schob den Wagen. Als sie alt und gebrechlich wurden, konnten sie in der Kurländer Allee einen Raum mieten. So hatten sie dann auf ihre alten Tage einen kleinen Laden!

Wenn es Herbst wurde, kam Herr Zembke mit den Winterkartoffeln aus Fehlefan.

Der Wochenmarkt, der noch heute existiert, war auch eine wichtige Einkaufsquelle, da wir mit Geschäften nicht so reich gesegnet waren in der Siedlung.

Da ist zunächst nördlich des Soldauer Platzes der Beamten-Wirtschaftsverein zu nennen. Es war ein Lebensmittelgeschäft. Zucker, Salz und die Getreideprodukte wurden lose verkauft und mußten in Tüten abgewogen werden. Die Margarine hieß "Resi". Und vom Schnittkäse kaufte man eine "stumpfe Ecke".

Fleischer Fuchs wohnte in der Kurländer Allee. Sein Firmenschild konnte man viele Jahre hindurch erkennen und lesen, trotz mehrfacher Übermalung der Fassade. In späteren Jahren übernahm *Familie Klein* den Laden. Die kleine schwächliche Frau lebte in ständiger Furcht vor ihrem brutalen Mann - so etwas wußte man in unserem „Dorf“.



„Beamten-Einkaufsgenossenschaft“ Ecke Soldauer Allee/Teufelsee-
straße, 1927 (Foto: Continentale Bau AG)

In dem Eckhaus Kurländer/Soldauer Allee befand sich ein Bäckerladen, der nach dem Krieg von der Tochter, *Frau Führling*, weiter geführt wurde. Ebenfalls nach dem Krieg hat auch *Familie Kirstein* in der Kurländer Allee 15 Backwaren verkauft. Nachdem der Beamten-Wirtschaftsverein geschlossen wurde, handelten die Familien *Baginski* und *Raigrotzky* mit Lebensmitteln, beide in der Kurländer Allee 14. *Familie Schumacher* versorgte die Siedlung mit Seifen- und Drogeriewaren.



Milch und Lebensmittel *Frieda Schulz* Soldauer Platz 2, 60er Jahre
(Fotobestand Zeh)

Zeitweilig gab es auch im Bahnhof Heerstraße eine *Hefter-Filiale* sowie eine Bäckereifiliale der Firma *Wunnicke*, die von *Frau Schulz* betreut wurde. Nach dem Kriege machte sich *Frau Schulz* dann mit einem kleinen Lebensmittelhandel in der Garage Soldauer Allee 20 am Soldauer Platz 2 selbständig.

Die Kettengeschäfte *Butter-Hoffmann*, *Rewe*, *Co Op*, *Spar* in der Soldauer Allee 22 konnten sich meist nicht lange halten. Seit Februar 1995 ist der Laden „wegen Krankheit geschlossen“.

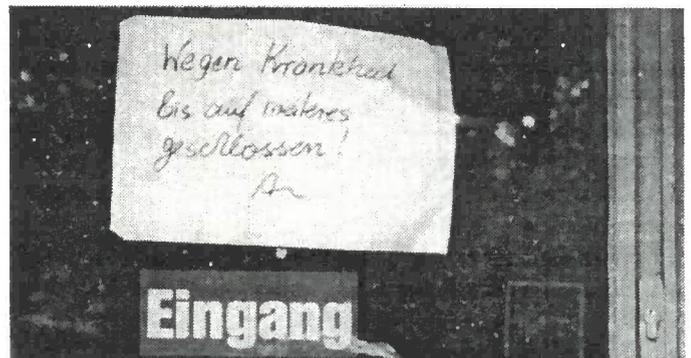


50er Jahre mit Hefter (Foto: Krajewski)

Für weitere Besorgungen stand die Reichsstraße zur Verfügung oder die Geschäfte in Eichkamp, oder aber wir fuhren in die „Stadt“, d.h. in die Wilmersdorfer Straße. Mit der Straßenbahn 75 zuckelte man in ca. 25 Minuten dorthin oder benutzte die S-Bahn und war in ca. 7 Minuten in Charlottenburg am Stuttgarter Platz.



Spar-Filiale, Soldauer Allee 22, seit Februar 1995 „wegen Krankheit geschlossen“ (Foto: Kuntzsch)



DAS MÄRCHEN VOM KLEINEN KIOSK

BARBARA RIED-TELLEIS

Nun - nach 75 Jahren - sind die Kriegsschäden längst beseitigt, viele Häuser sind frisch verputzt, und es gibt auch Neubauten in der Siedlung.

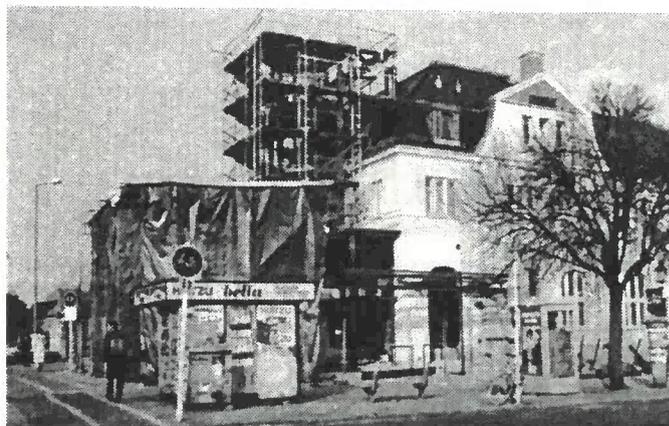
Aber wie hat sich die Versorgungslage inzwischen entwickelt? Man ist auf das Fahrrad oder Auto angewiesen, um in der Reichsstraße, am Theodor-Heuß-Platz oder an der Heerstraße einzukaufen. Das ist schlimm für alle älteren oder gebrechlichen Siedlungsbewohner.

Läden für die Siedlung Heerstraße

Inhaber	Adresse	Zeitraum
Beamten-Genossenschaft, später "Konsum" Lebensmittel	Soldauer Allee 22	1923 - 1945
Fuchs und Klein Fleischerei	Kurländer Allee 46	1930 - 1946
Schumacher Parfümerie, Seifenwaren, Lotto	Kurländer Allee 4, später 13	1953 - 1963 1963 - 1972
Beckert/Führling Backwaren	Kurländer Allee 3	ca. 10 Jahre
Schulz, Frieda Lebensmittel	Soldauer Allee 20 (Garage), dann	1945/46 - 1953
Voigt, Seifenwaren		1953 - 1960
Schulz, Frieda Lebensmittel	Soldauer Platz 2	1953 - 1968
Plügge, Lebensmittel	Soldauer Platz 2	1969 - 1972
Hefter Feinkost	Bahnhof Heerstraße	ca. 1952 - 1965
Butter Hoffmann, Rewe, Co Op, Spar Lebensmittel, div.	Soldauer Allee 22	ca. 1957-1995
Wunnicke Bäckereifiliale	Bahnhof Heerstraße	1938 - 1943 1955 - 1962
Wegwerth Gemüse, Kartoffeln	Kurländer Allee 37	1945 - 1955
Kirstein Backwaren	Kurländer Allee 15	ca. 1955 - 1960
Baginski Lebensmittel	Kurländer Allee 46	ca. 1946 - 1959
Raigrotzky Lebensmittel	Kurländer Allee 14	ca. 1960 - 1966
Sabatin Lebensmittel	Kurländer Allee 14	ca. 1966 - 1970
Beckert Lebensmittel	Kurländer Allee 14	1970 - 1982

Es war einmal ein kleiner 6 qm großer Kiosk am S-Bahnhof Heerstraße/Ecke Boyenallee, welcher am 1.6.1989 von mir übernommen wurde.

Nach einem halben Jahr guter Einarbeitung und sehr gutem Verhältnis zu den Kunden, fing man an, das Bahnhofsgebäude zu restaurieren. Nach ca. 3 1/2 Jahren waren die Bauarbeiten endlich abgeschlossen, während der kleine Kiosk zeitweise von Bauschutt, Absperrungen usw. verdeckt war. War ja alles nicht so schlimm.



Der kleine Kiosk im April 1992 (Foto: Kuntzsch)

Am 1.7.1993 hielten wir Einzug in ein etwas zu klein geratenes Zeitungsgeschäft in der Bahnhofshalle. Friede, Freude, Eierkuchen!

Nach wiederum einem halben Jahr war die Freude wieder im Eimer, aber diesmal gründlich: „Die Heerstraßenbrücke muß neu!“ - Fassade ca. 10 Monate geschlossen, aber Hintereingang. Nachdem die neue Brücke endlich stand, hatten viele Kunden den Hintereingang inzwischen gefunden, aber da war ja vorn schon wieder offen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich mich herzlichst bei meinen Stammkunden für die Treue über die schwere Zeit bedanken.

Inzwischen wurde aus dem kleinen Kiosk etwas ähnliches wie ein „Kaufhaus“, nur kein Platz für Einkaufswagen. Das Angebot reicht von täglich frischen Backwaren über Lebensmittel, Fertiggerichte, Tierfutter, Schreib- und Schulbedarf, Haushaltsartikel, Drogerieartikel, Fotokopien bis zu Lotto + Toto und was wir nicht am Lager haben, können wir besorgen.

Meine Mitarbeiter und ich wünschen uns, daß sich das gute Verhältnis zu unseren Kunden auch in Zukunft fortsetzt. Ende 1997 soll die S-Bahn hier fahren, dann wäre unsere schöne Ecke etwas mehr mit der Außenwelt verbunden, unter dem Motto: „Die Siedlung grüßt den Rest der Welt!“

Meine Mitarbeiter, mein Gatte und ich wünschen alles Gute für die Zukunft und ein schönes Siedlungsfest.

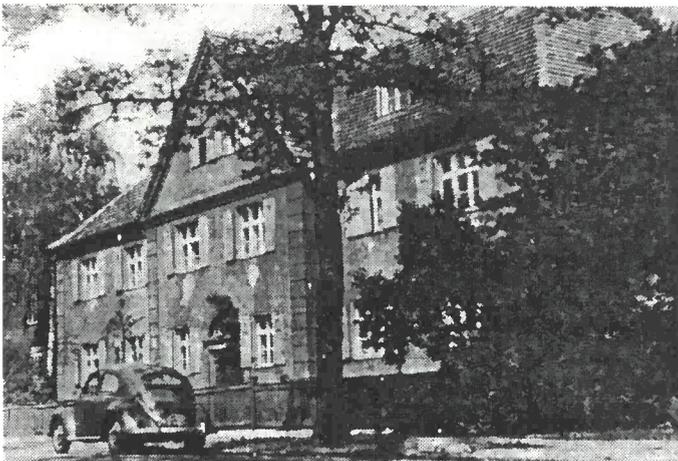
NACHKRIEGSZEIT

GISELA FIEDLER

Zu den schlimmsten Geschehnissen, die sich in der Siedlung abgespielt haben, gehören die letzten Kriegstage im April 1945. Nachdem man Tage und Nächte im Keller oder Bunker zugebracht hatte, rückte am 28. April russisches Militär in die Siedlung ein. Wohnungen wurden beschlagnahmt und die Bewohner in kürzester Zeit daraus vertrieben. In dem Wäldchen an der Bahnlinie (jetzt Studentenheim) biwackierten Soldaten. Abends hörte man sie singen bzw. grölen, wenn Alkohol im Spiele war. Ihre Panjepferdchen und requirierten Kühe weideten im Wald. In der Nacht zum 11. Mai waren plötzlich alle Russen aus den Häusern verschwunden. Sie hatten sich samt Kühen und Pferden in den Baracken der Waldschule einquartiert. Man fand die eigene Wohnung in unbeschreiblichem Zustand vor und hatte tagelang damit zu tun, sie wieder bewohnbar zu machen.

Nun brauchten die Soldaten in der Schule Hilfskräfte zum Säubern, Wäsche waschen und Melken. Der Siedlungsobmann, Herr Reinhold, trommelte jeden Morgen die Helferkolonne zusammen. Man ließ sich ganz gerne anwerben, weil mit Naturalien bezahlt wurde. Die tagelang eingeweichte Soldatenwäsche stand in großen Waschubern im Freien und stank! Sie war durchsetzt mit Kiefemadeln und Kienäpfeln. Es war Schwerstarbeit, sie annähernd sauber zu kriegen.

Die „Melker“ mußten mit Eimern antreten. Zum Tragen und zum Schutz war immer mein Vater dabei. „9 Kühe allein gemolken“ steht am Pfingstmontag in meinem Taschenkalender von damals.



Das Elternhaus der Autorin, Soldauer Allee 8, 1953 (Foto: Sammlung Olbricht)

Je nach dem, welche Soldaten die Aufsicht führten, wurden wir großzügig oder mäßig entlohnt. Manchmal war es so viel Milch, daß wir Butter oder Quark daraus machen konnten. In jedem Fall bekamen Kranke und Kinder ihre Milch. Zuweilen konnten wir Brot, Fleisch oder Suppe mitnehmen - alles half weiter und wurde in der Hausgemeinschaft geteilt.

Das war lebenswichtig in dieser Zeit, da die Lebensmittelversorgung noch nicht organisiert war. Stundenlang mußte nach Lebensmittelkarten und Lebensmitteln angestanden werden und

das oft umsonst.

Am 1. Juli 1945 zogen die Russen ab.

Da wir nun Britischer Sektor von Berlin wurden, zogen Engländer in die Siedlung ein. Und wieder wurden Häuser und Wohnungen beschlagnahmt. Erneut richteten die Bewohner sich in ihren Kellerräumen ein, diesmal für 13 Monate!

Der Umgang mit den englischen Soldaten gestaltete sich wesentlich angenehmer, als mit den Russen vorher. Man konnte sich verständigen und brauchte keinerlei Ängste zu haben.

In der Marienburger Allee wurden 200 Soldaten einquartiert. Sie erhielten dreimal täglich ihre Verpflegung in der Soldauer Allee 8, wo in der Parterrewohnung rechts eine Kantine eingerichtet wurde. In den übrigen Wohnungen des Hauses befanden sich Büros.



Englische Soldaten, Soldauer Allee 8, in der Mitte Herr Martin (Foto: Sammlung Fiedler)

In den Sommermonaten wurde im Garten eine Art Feldküche installiert. Auf großen Benzinkochern wurden die Lebensmittel vorwiegend im Fettbad gegart.

Mitten im Rasen wurde eine große, sehr tiefe Grube für Abfälle ausgehoben. Da die Hausbewohner ihre Gärten bewirtschafteten, konnten sie mit allergrößtem Erstaunen beobachten, was alles in der Abfallgrube landete!!

Von Zeit zu Zeit wurden die Fritierbäder erneuert: Das Fett kam in die Grube! Backobst aus großen kalifornischen Trockenfrüchten, die wir in dieser Qualität noch nie gesehen hatten, war Abfall! Restlicher Tee und Teeblätter - ab in die Grube!

Nachdem wir dieses Verhalten einige Zeit beobachtet hatten, war unsere Begehrlichkeit nicht mehr zu zügeln. In einer Vollmondnacht stiegen wir in die Grube! Mit Löffeln und Messern schabten und schnitten wir das Fett in große Schüsseln und atmeten auf, als wir damit wieder wohlbehalten im Keller waren.

Nun ging es an die Weiterverarbeitung: Die Beute kam auf's Feuer. Als das Fett heiß wurde, sanken alle Fremdstoffe zu Bo-

den (Sand, Trockenfrüchte, Teeblätter), und das klare Fett konnte abgossen werden und erstarren.

Das schöne Backobst mußte viele Male heiß und kalt gewaschen werden, um es von Fett, Sand und Teeblättern zu befreien. Danach konnte man es aufkochen, durch ein Sieb rühren und zu Marmelade verarbeiten.

Ein anderes Mal fand sich in der Grube ein dicker Teigklumpen aus schneeweißem Mehl! Er war mit Rosinen durchsetzt und sollte wohl zu Kuchenbrot verarbeitet werden. Nun lag er tage-lang in der Sonne, Bienen und Wespen taten sich gütlich an ihm. Eines Nachts schlichen wir wieder in die Grube und erbeuteten den Schatz. Die Rosinen wurden aus dem bereits gegorenen Teig in einem mühsamen Prozeß ausgewaschen und konnten danach gekocht und zu Brotaufstrich verarbeitet werden.

Manch anderes Beispiel gab es im Laufe der Zeit noch dafür, daß Not wirklich erfinderisch macht!

Als sich witterungsmäßig der Herbst ankündigte, wurde die Feldküche aufgelöst und in der kleinen Familienküche weiter gekocht.

- 28.04.1945 Russisches Militär beschlagnahmt Wohnungen
- 11.05.1945 Russen geben Wohnungen frei und ziehen in die Waldschule
- 01.07.1945 Russen verlassen die Siedlung
- 03.07.1945 Britisches Militär beschlagnahmt Häuser und Wohnungen in der Marienburger Allee für 200 Soldaten. In der Soldauer Allee 8 - 9 befinden sich Küche, Kantine und Büros
- 28.08.1946 Freigabe der Häuser durch die Engländer

DIE LETZTEN KRIEGSJAHRE - AUSZÜGE AUS EINEM TAGEBUCH 1943-45

CARLA KELM

Familie Kelm lebte seit 1938 in der Soldauer Allee 15. Die Autorin Carla Kelm war die Großmutter des derzeitigen Vereinsvorsitzenden. Ihr Tagebuch beschreibt die Ereignisse von 1943 bis 1945 noch ganz unmittelbar - ohne die heutige Distanz.

... Wir haben im Garten jetzt einen Splittergraben bauen lassen, in den wir uns flüchten können, wenn unser Haus getroffen werden sollte.

Die Nacht zum 17. Dezember brachte einen der schlimmsten Angriffe für unsere Gegend. Eine Tellermine zerstörte die Splittergräben am Walde in der Lötzenallee, und 16 Menschen aus unserer Gegend fanden den Tod. In der Heerstraße war fast jedes zweite Haus getroffen worden und brannte. In der Siedlung waren viele Brände. In unserem Hause waren die Ziegel vom Dach gefallen, Fensterscheiben fast alle entzwei, Wände eingedrückt. Die Tür vom Schlafzimmer lag auf der Treppe - es war schrecklich. Aber nach solchen Alarmen sagte man sich: Wie gut, daß die Kinder nicht hier sind. ...

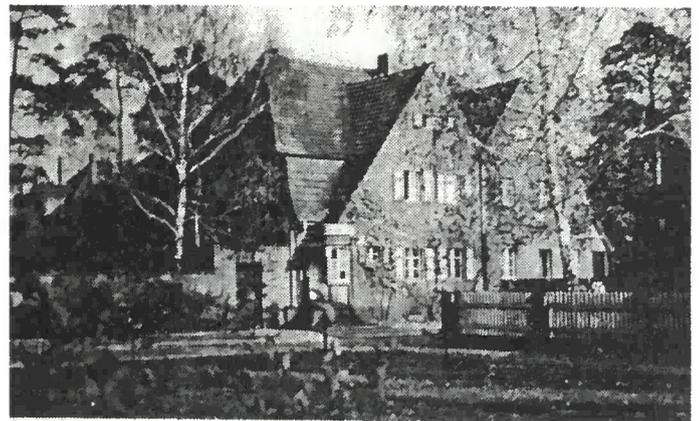
... Ilse pflegt jetzt im Reservelazarett 9 (Westendschule) und hat sehr viel zu tun, da die Front immer näher rückt.

23.1.1945. Gasabgabe wegen Kohlenmangel eingeschränkt, nun

heißt es, ganz vorsichtig und mit Berechnung zu kochen. - Wir bekommen neue Einquartierung. ...

... In Berlin wird es immer schlimmer, Tag und Nacht böse Angriffe, die auch bei uns allerlei Schaden machen, uns tüchtig ängstigen, aber uns doch sonst verschonen. Von den Fronten kommen immer bössere Nachrichten, man kann nicht mehr auf ein gutes Ende hoffen. Die Lebensmittelrationen werden wieder gekürzt. Täglich kommen Verwundetentransporte und elende Flüchtlingszüge in die Stadt. Man hat einen Appell an die Bevölkerung gerichtet, sich zum Wehrwolf zu melden. Waffen sind kaum da. Halbwüchsige werden an Panzerfäusten ausgebildet, jeder soll sich bis aufs Letzte verteidigen. Wie viele arme Menschen werden jetzt noch geopfert!

... Im Rundfunk wird von einer „Armee Wenk“ erzählt, die die von Norden auf Berlin vorstoßenden Russen abfangen würde! Man hofft noch immer auf „die Geheimwaffe“. ...



Soldauer Allee 15 (Foto: Kelm)

... Zeitungen erscheinen nicht mehr. Gerüchte schwirren durch die Stadt. Kein Strom und kein Gas. Fernbeschuß auf die Innenstadt. Russische und englisch-amerikanische Flieger werfen Bomben. Wir haben Kisten mit Lebensmitteln vergraben.

Als Vati nachts erfährt, daß die Russen auf der Teufelschaussee anrücken, entschließt er sich, mit uns in den Keller vom Messehaus, Vatis Büro, zu gehen, da unser Keller nicht sicher genug ist. So ziehen wir beim Morgengrauen mit Rucksäcken und Köfferchen beladen durch die stillen Straßen. In manchen Hauseingängen hocken Jungens mit Panzerfäusten, verängstigt und zitternd. Jetzt hört das Dröhnen der Geschütze nicht mehr auf, der Kampf um Berlin ist in vollem Gange. Warum übergibt man die ohnehin verlorene Stadt nicht freiwillig, warum muß die Zerstörung noch größer werden?

Im „Messedamm“ können wir auf Luftschutzbetten in einem Aktenkeller unterkommen. Vor den Kellerfenstern sind Eisenplatten, man hört draußen die Schritte der vorübereilenden Soldaten. Ab und zu pfeift ein Geschöß vorüber und schlägt klatschend in die Wand. In den oberen Geschossen gibt es Einschläge, auf dem Hof Tote, man stumft auch dagegen ab. Zum Lazarett ist auch keine Verbindung mehr, die S-Bahn ist die HKL (Hauptkampflinie).

Am letzten Aprilsonntag wird unter dem heftigen Beschuß ein Gottesdienst angesetzt. Der betagte Pfarrer Lichtenberg, der auch in einem der Keller Unterschlupf gefunden hat, spricht in einem der unteren Räume. Aus Kisten ist ein Altar errichtet, und

unter donnernden Einschlägen singen wir zitternd: Und wenn die Welt voll Teufel wär ...

... Wer kann sich je eine Vorstellung machen von dem brennenden Berlin und jenen furchtbaren Tagen? ...

... Am nächsten Tage dürfen wir durch die Panzersperre am Bahnhof wieder in unsere Siedlung! Welch ein Bild erwartet uns hier! Auf der Straße liegen Tote, Deutsche und Russen, viele Ausrüstungsgegenstände, die Häuser am Bahnhof total ausgebrannt, mit Angst gehen wir in die Soldauer Allee. ...

... Da leuchtet unser Dach, das Haus steht noch. Wir treten ein, furchtbare Unordnung in allen Zimmern, alles durchwühlt, sämtliche Schränke aufgebrochen und der Inhalt herausgezerrt, auf dem Fußboden ein Wust von Papieren, Schnaps- und Weinflaschen, blutigen und schmutzigen Kleidungsstücken, Unrat - unbeschreiblich. Aber die Möbel waren noch da, im Keller freilich hatten die „Herren“ vieles mitgehen lassen! Schmerzlich ist der Verlust von Vatis schöner Rolleiflex.

Doch das sind Nadelstiche, die nicht zählen neben den vielen Schrecknissen, von denen wir überall hören. In der Siedlung haben die Russen sich fast an jeder Frau vergangen und als sie zum Messedamm kamen, haben sie dort traurig gehaust! ...

... Was soll nun werden? Alles stockt, keine Geschäfte haben Ware. Woher sollen die Lebensmittel kommen? Es gibt lange Schlangen vor den Bäckerläden, wenn der Russe Mehl verteilt hat und Brot gebacken werden konnte. - Es ist sehr warmes, herrliches Maiwetter, die Sonne strahlt auf das verwüstete Land. Die Toten müssen schnell verscharrt werden. Überall sieht man Hügel mit einem Holzkreuz, auf dem steht: Ein unbekannter deutscher Soldat - oder OT-Mann (Organisator Todt führte militärische Bauprojekte durch, Anm. d. R.) oder Russe. Später hat ein katholischer Geistlicher die Gefallenen in einem großen Sammelgrab auf dem Friedhof bestatten lassen.



Gartenzimmer Soldauer Allee 15, 1944, (Foto: Kelm)

Die Verzweiflung führt viele Menschen zum Selbstmord. In der Nachbargemeinde kündigt der Pfarrer in einer Woche „74 Selbstmorde“ ab, es ist entsetzlich traurig.

Wir schlafen 14 Tage im Luftschutzbunker mit fremden Flüchtlingen, die in der Stadt total ausgebombt sind und bei uns ein Obdach suchen, das wir ihnen selbstverständlich gerne gewähren. In unserem Garten stehen die Russenpferde der einquartierten russischen Soldaten. Wir erleben außer den Diebstählen nichts Böses von ihnen, aber bitter weh tut es, als am 8. Mai in unserem Hause die Siegesfeier für 30 russische Offiziere gerichtet werden muß! Wenn ich mich bisher tapfer gehalten hatte, jetzt war es doch um meine Fassung geschehen. Hier die Sieger und meine Jungens, unsere tapferen Soldaten, die so schwer betrogenen, wo waren sie? Was wurde aus ihnen?

Immer neue Sorgen - wer konnte helfen? Keine Post, keinerlei Bahnverbindung, nichts. Mußten meine Kinder und Enkel auch in kleinen Wägelchen über die Straßen ziehen, wie sie uns täglich begegneten aus Pommern, von Osten kommend. ...

... Alle Angehörigen der Ministerien müssen sich melden, auch unser Vati muß zur Leistikowstraße, um sich registrieren zu lassen. Ilse und ich begleiten ihn dorthin. Es ist sehr heiß. Als er nach Stunden noch nicht an der Reihe ist, holen wir ihn zurück. Und das war gut - von den Gemeldeten ist kaum einer aus Rußland zurückgekommen. Gott hielt uns an der Hand!

Die Männer der Siedlung müssen arbeiten, unser guter Vater wirkt vorbildlich bei der Beseitigung der Panzersperre mit. Zum Lohn gibt es die dicken Baumstämme, die in der Sperre eingefügt waren. ...

... Am 5. 6. 1945 hat das Deutsche Reich aufgehört zu existieren. Ilse hat sich um die Stelle einer Sportlehrerin an der Waldschule, die als eine der ersten wieder in Betrieb genommen wird, beworben. Zunächst muß aller Schmutz und Russendreck aus Baracken und vom Gelände fortgeschafft werden. Im Mai waren auf dem ganzen Schulgelände 147 Tote. Wie entsetzlich ist ein Krieg.

Wir müssen, da die Wasserwerke noch entzwei sind, aus der Pumpe in der Kurländer Allee Wasser holen. Wir kochen Melde, die ich täglich an den Hecken zusammensuche, auch mit Löwenzahn und Brennesseln versuche ich, die kargen Mahlzeiten zu verbessern. Wir werden alle ziemlich viel schlanker. ...

... Die Russen verlassen unseren Sektor und die Engländer ziehen in die Siedlung, mit Aufatmen begrüßt, ein. Das Volk ist uns doch sympathischer. Die Engländer beschlagnahmten auch unser Haus und wir ziehen mit einigen Sachen zum Soldauer Platz - das Haus steht leer. Aber, oh Freude, unser Haus wird doch nicht gebraucht und wir dürfen wieder zurück.

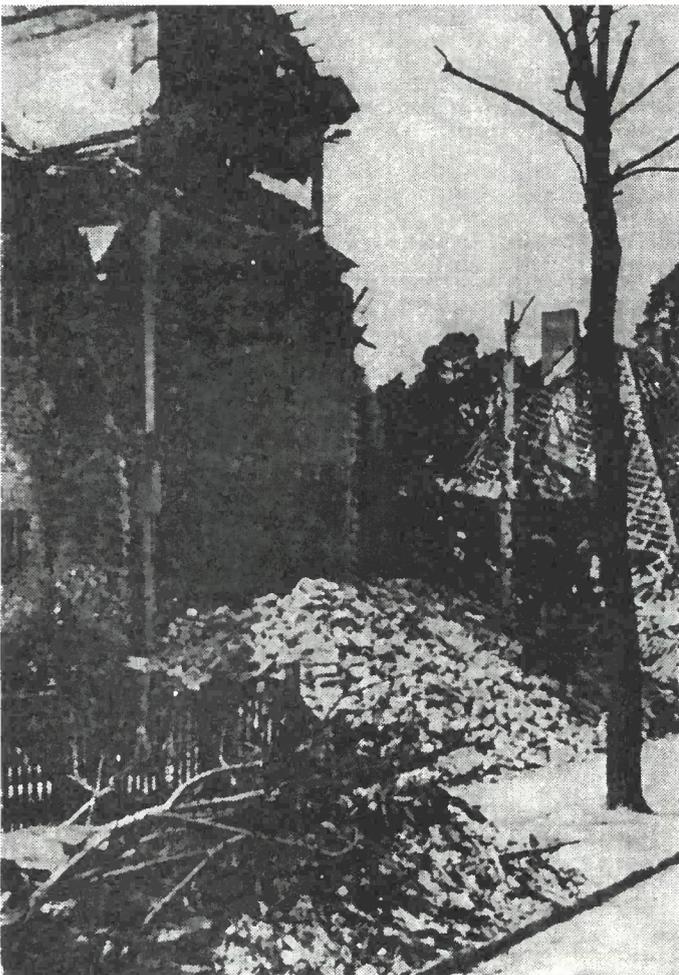
Von den Kindern noch immer keine Nachricht. Die Engländer nehmen Frauen für Küchenarbeit an, und ich habe das „Glück“, mit drei anderen deutschen Frauen Kartoffeln schälen zu dürfen in der Feldküche im Garten Soldauer Allee 8. Fast täglich kann ich etwas Gutes mitbringen, herrliches Weißbrot, Fleisch etc., lauter lange unbekannte Genüsse. ...

ES WAR EINMAL ... EHER ZUFÄLLIGES ZUR ERINNERUNG.

HANS-OTTO SAUBER

Genesungsurlaub

Ein junger 'Landser' (so nannte man damals diejenigen unter den Soldaten, die in der 'Infanterie' mithelfen durften, den 'Endsieg' zu erringen), ein gerade 19-Jähriger also, war zum Genesungsurlaub auf dem Weg nach Hause. Man schrieb das Jahr 1944 - Bombenangriffe auf Berlin hatten einmal mehr nicht nur die dichten Wohn-, Industrie- und Geschäftsviertel der Innenstadt verwüstet und die Verkehrsanlagen weitgehend lahmgelegt, sondern auch einige Außenbezirke getroffen.



Kurländer Allee 13 , zerstört 11/1944 (Foto: Sauber)

Und so kam der junge Mann in Uniform deshalb auf des Schusters Rappen nach kilometerlangem Anmarsch durch brennende, qualmende Stadtviertel in seine Siedlung - in die bisher so heile Welt. Jedoch, sie war nicht mehr heil.

Viele Häuser waren abgedeckt, einige total zerstört, andere brannten. Frauen, überwiegend Frauen, ein paar ältere Männer und drei, vier Uniformierte versuchten zu löschen. Eimer, Feuerpatschen, Sandtüten ... das war alles, was zur Hand war. Aber der junge 'Urlauber' erinnerte sich an den Nachbarn, der hatte

doch einen richtigen Feuerwehrschauch mit Spritze! Nichts wie hin zu ihm und dieser war auch schon dabei, das bleischwere Stück herauszuschleppen. Mit vereinten Kräften schleiften und zogen die beiden 'Amateure' den Schlauch zur Ecke Waldschulallee/Neidenburger. Da brannte ein Dachstuhl, da aber gab es auch (und gibt es noch heute) einen Hydranten, einen Hydranten, der sogar Wasser ausspuckte. Und so kam es, daß ein 'Gene-sender' und ein U.K.-gestellter Nachbar dazu beitrugen, daß wenigstens ein Teil dieses Hauses stehenblieb.



Eigenbau-Erdunker im „Wäldchen“ (Fotos: Sammlung Borrmann)

Der Bollerwagen

Vier Räder, ein paar Zentimeter hoch und ein paar Bretter drüber, das war der Bollerwagen. Eine Zugschnur gehörte noch dazu oder - wenn es eine Luxusausgabe war - auch eine Handdeichsel.

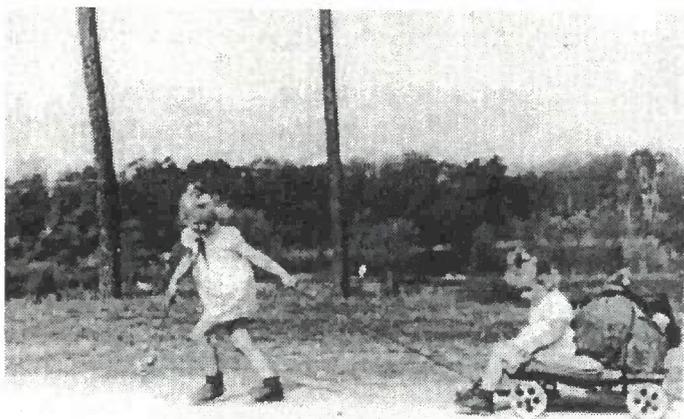
Ohne Bollerwagen gab es kaum eine Chance zu überleben, jedenfalls nicht für den Otto Normalverbraucher der Nachkriegsjahre. Die 'rollenden Bretter' waren das vielseitigste und anspruchloseste Mehrzweckfahrzeug, das je gebaut wurde, zentnerschwer belastbar, leicht zu transportieren, in der Küche hochkant abzustellen.

Man mußte ihn hüten wie einen Augapfel, denn er war begehrt - auch wenn aus den vielen Ruinen die Bretter für den Oberteil leicht zu organisieren waren, mit den Rädern war es schwierig. Da mußte schon herumgetauscht werden, am besten waren die dran, die aus Kindertagen noch ein paar Rollschuhe hatten, da konnten die Räder hervorragend genutzt werden. Mit einigem Geschick bekam dann der Bollerwagen sogar eine schwenkbare Vorderachse.

Also, noch einmal kurz gefaßt:

8 - 10 cm hoch und eine Ladefläche von ca. 50 x 80 cm. Das war er. Was dieser fahrbare Untersatz mit der Geschichte der Siedlung Heerstrasse zu tun hat? Nun, gewisse Holzaktionen wären ohne dieses Transportmittel nicht möglich gewesen und mancherlei 'Hamsterfahrt' auch nicht. Und später, als die Zeiten ganz langsam besser wurden, da gab es dann die tollsten 'Fuhren' mit irgendwoher organisiertem Baumaterial.

Abgekloppte Ziegelsteine, hochgestapelt, auch Bohlen, Balken, Bretter, Pappen, vielleicht gar - oh Wonne - ein Sack Zement, rumpelten kunstvoll ausbalanciert durch die Siedlungsstraßen. Reparaturen, kleine Wiederaufbauarbeiten waren angesagt. Es war die Zeit vor der Währungsreform, es waren die ersten Nachkriegsjahre. Viele Jahre später diente das gute Stück der wiederaufblühenden Gartenkunst. Gar mancher Torfballen, Düngesack und Zierstein mag noch über die wackliger gewordenen Räder transportiert worden sein, bevor er endgültig in seine Bestandteile zerfiel, der Bollerwagen.



1947 mit dem Bollerwagen zum Baden an die Havel, am Teufelssee vorbei ... (Foto: W. Schwarz)

Gedenken wir seiner und der Improvisationskunst einer fernen Zeit. Vielleicht steht so ein Schmuckstück noch im Keller? Dann sollte es ausgestellt werden, auf einem Sockel am Soldauer Platz!

Siedlerstolz

Gewiß, gewiß - und es soll überhaupt nicht in Abrede gestellt werden, da sei der Vorstand davor - auch heute gibt es ihn, den 'Siedlerstolz', den nachbarlichen Wettstreit um die schönste Rose, den lieblichsten Bio-Teich oder den präzisesten Heckenchnitt, auch heute sind sie noch lebendig, die freundliche Eifersucht auf den prachtvollen Vorgarten nebenan, der heimliche Neid auf die geheimnisvollen Kunstgriffe des Nachbarn mit denen er den Rhododendron zur 'Jahrhundertblüte' treibt.

Ja, so ist es! - und wird hiermit bestätigt und für die Fachwelt festgehalten. Was aber - so sinniert der 'Alt-Siedler' - ist dies alles gegen die gar nicht so gute 'alte Zeit' nach Kriegsende, gegen den 'Siedlerehrgeiz' und 'Siedlerstolz' der späten 40er-Jahre?

Denn da ging's ums 'Eingemachte' - in des Wortes ursprünglicher Bedeutung, da ging es um die Kirschen, die Pflaumen, die Äpfel im Garten, um die Brombeerhecke am Grundstückszaun, um das Wohl und Wehe der Tomaten - um Licht und Schatten, ja

Schatten: Das war der Punkt! Denn wie sollten die Tomaten sich röten und gedeihen, wenn der Schatten des Nachbarn es nicht will, wie sollten die Gurken wachsen, wenn die Büsche sich über den Zaun ausbreiten und dem kargen märkischen Boden auch noch Kraft und Feuchtigkeit entziehen?



Mareile im Trümmergarten Neidenburger Allee, August 1947 (Foto: W. Schwarz)

Oh ja, da ging es nicht nur um edlen Wettbewerb, da ging's ums Eingemachte, vielmehr ums 'Einzumachende', da gab es Streit! Aber es spricht für die Versöhnungskraft des Siedlervölkchens, daß bittere Unbill mal schnell, mal etwas langsamer ihr gütliches Ende fand.

Es war ja Hungerszeit!



Landwirtschaft in der Soldauer Allee 8 (Foto: Familie Martin)

Wirklich lebensgefährlich aber wurde es, wenn die Marke 'Siedlerstolz' betroffen war. Es war der Tabakanbau, der zu langanhaltenden Vergrätzungen führen konnte. Denn das, was da mit unendlicher Geduld großgezogen wurde, was dann geerntet und an der Wäscheleine zum Trocknen hing, war buchstäblich Lebenselixier. Es stank und qualmte gewaltig, aber wenn erst mal vorhanden, trug es mehr zur Beruhigung der Gemüter bei, als manch gut gemeinter Aufruf! Weh' dem, der sich an den grünbraunen Blättern vergriff!

Oh, ihr jüngeren Semester, die ihr dieses lest: Bewundert Eure Väter aber auch Eure Mütter!

lich das Sortiment erweitert war.

Es lohnte sich also und es lohnte sich so, daß schon bald das offene Motordreirad gegen einen Tempo-Schnelliefervagen ausgetauscht war. Ein TEMPO, das war wirklich ein Sprung nach vorn, denn ein TEMPO war schon ein richtiges Auto (wenn auch noch mit drei Rädern) und sozusagen der 'Liefer-Käfer' des etablierten kleinen Händlers.

Man war schon was in der Branche! Und der krönende Abschluß - es mag Ende der 60er-Jahre gewesen sein, war dann ein richtiger Verkaufswagen - mit ausklappbaren Verkaufsflächen, eingebauten Regalen, Kühlfach, Kasse und was sonst noch dazugehört. Der 'fahrende Laden' war etabliert, die Kundschaft sogar bis in die weitere Nachbarschaft hinter der Teufelsseestraße ausgedehnt - was wollte man mehr, zumal man sich (und das war ja eines der Geheimnisse tüchtiger Geschäftsleute) auf den 'Liefersdienst' verlassen konnte, ob Regen, ob Sonne, ob Schnee. Aber eines Tages, ganz plötzlich, kam unser Mann aus Eichkamp nicht mehr. Die Motorisierung der Anwohner hatte sein Geschäft erledigt. Das Einkaufen mit dem eigenen Auto war zu verlockend geworden.

Schnee, Schnee und nochmals Schnee

Es gab sie tatsächlich, die richtigen Winter, die bitterkalten mit Schnee und nochmals Schnee.

Da half kein 'auf die Straße schieben', kein noch so fleißiges Fegen und Räumen, es schneite und schneite und die Straßen waren eines Tages einfach zu. Es mögen zwei oder drei Winter in den 60er-Jahren gewesen sein. Die Berliner Stadtreinigung tat zwar ihr Möglichstes, aber dennoch dauerte es mal einen, mal zwei, mal gar drei Tage bis eine befahrbare Trasse durch die schmalen Alleen und Strassen gepflegt war. Und auch das war nur schwacher Trost, saßen doch Lieferfahrzeuge sofort fest, wenn ein Wagen entgegenkam - und für die Traktoren mit den Koksanhängern, aber auch für die 'Öltanker' war sowieso kein Durchkommen.



Soldauer Allee 8 im Winter 1978/79 (Foto: S. Fiedler)

Wer da nicht reichlich eingekellert oder gebunkert hatte, war schlecht dran. Aber 'wo die Not am größten'...und wie hieß doch einer der erfolgreichsten Schlager jener Jahre: 'Berliner Jungens, die sind richtig...':

Es taten sich ein paar Heranwachsende zusammen und machten aus der Not eine Tugend. 'Bewaffnet' mit Schiebern, Schaufeln und Besen zogen sie von Tür zu Tür und boten ihre Dienste an. Und wer hätte da nicht zugegriffen.

Mit jungen Muskeln und großem Eifer wurden die über meterhohen Schneeberge am Straßenrand und auf den Bürgersteigen in die Vorgärten befördert, wurden 'Ausweichnischen' in die enge Fahrrinne geschaufelt, wurde ein Minimum an 'Verkehrsfuß' wieder hergestellt.

Natürlich bekamen die jungen Räumtrupps einen Obolus, denn Motivation will erhalten bleiben (und es wären nicht 'Berliner Jungens..' gewesen, wenn sie nicht fest damit gerechnet hätten). Apropos...: Der nächste Winter kommt bestimmt.

KANONENÖFEN UND OFENROHRE DER NACHKRIEGSZEIT HEUTE

EBERHARD SCHMIDT

Was haben Kanonenöfen und Ofenrohre der Kriegs- und Nachkriegszeit mit den "Neusiedlern" des letzten Drittels der Geschichte der Siedlung zu tun? Dachstuhlbrand lautet die Antwort!

Beinahe wäre ein "älterer Neusiedler" (Zuzug 1979) mit seiner geliebten Doppelhaushälfte abgebrannt. Als Ursache für die gerade noch abgewendete Feuersbrunst entpuppte sich ein nur notdürftig mit Zeitungspapier zugestopftes aber gekonnt verschmiertes Loch in seinem Schornstein, das eben gerade aus der Zeit der Kanonenöfen stammen mußte. Die verkohlten Zeitungsreste bewiesen es. Das so getarnte Loch war bei späteren Erweiterungen des Dachausbaus, die der "Vorsiedler" noch vorgenommen hatte, offensichtlich in Vergessenheit geraten und in der neuen Zwischendecke zum Spitzboden unerkannt verschwunden. Dem Betrieb eines modernen Kanonenofens, der mit offener Flamme der zentralbeheizten "Neusiedlerwohnstube" etwas "Großzügiges" geben sollte, konnte das getarnte Loch auf Dauer nicht trotzen. Nur der Aufmerksamkeit des Heizers, der Beherrschung des Schornsteinfegers und der letztlich dann doch fixen Feuerwehr war es neben einer gehörigen Portion von Glück im Unglück zu verdanken, daß der Totalschaden im letzten Augenblick verhindert werden konnte.

DIETRICH BONHOEFFER IN DER SIEDLUNG HEERSTRASSE

HEINRICH WILHELM WOERMANN

Auszug aus dem Buch „Widerstand in Charlottenburg“ 1991

Dietrich Bonhoeffer

Dietrich Bonhoeffer (1906-1945) war einer der bedeutendsten evangelischen Theologen in diesem Jahrhundert und eine der führenden Gestalten im deutschen Widerstand. Bonhoeffer, am 4. Februar 1906 in Breslau als drittgüngstes von acht Kindern des Psychiatrie-Professors Karl Bonhoeffer und seiner Frau Paula,

geb. von Hase, geboren, wuchs er in einem humanistisch geprägten Elternhaus auf. Der Tod seines Bruders Walter im Ersten Weltkrieg berührt seine Familie tief. Nach Besuch des Grunewald-Gymnasiums, in dessen unmittelbarer Nähe wurde am 24. Juni 1922 Außenminister Walter Rathenau von Rechtsradikalen ermordet, studierte Bonhoeffer Theologie in Tübingen, Rom und Berlin. Sehr früh interessierte ihn die weltweite ökumenische Bewegung und er knüpfte auf Begegnungen und Konferenzen Kontakte, die er später für den konspirativen Widerstand nutzte. ...



Bonhoefferhaus, Marienburger Allee 43, Dietrich Bonhoeffers Studierzimmer (Foto: Till Bartels)

Die Häuser Marienburger Allee 42 und 43

Die Eltern von Dietrich Bonhoeffer, der Geheime Medizinalrat Prof. Dr. Karl Bonhoeffer und seine Frau Paula, geb. von Hase, bezogen im Jahre 1935 ein neues Haus in der Marienburger Allee 43. Die Nachbarschaft zur Familie der ältesten Tochter Ursula, die Sozialpädagogik bei Anna von Gierke gelernt hatte und mit Prof. Dr. jur. Rüdiger Schleicher, Ministerialrat im Reichsluftfahrtministerium und Leiter des Instituts für Luftrecht der Berliner Universität, verheiratet war, war von vornherein vorgesehen. Beide Häuser sind durch den Architekten Jörg Schleicher, Bruder von Rüdiger, errichtet worden. Kleiner als das bisherige Haus in der Wangenheimstraße 14 in Wilmersdorf, war es noch auf Konsultationen sowie auf Feste mit den 18 Enkeln eingerichtet. Sohn Dietrich bekam das Mansardenzimmer. Klaus Bonhoeffer zog mit seiner Familie ins nahe Eichkamp, wo die Dohnanyis bereits wohnten.

Eberhard Bethge, mit der Nichte Bonhoeffers, Renate Schleicher, verheiratet, berichtet, wie mit der Nazifizierung des gesamten Lebens beide Häuser immer wichtigere Zentren für die große Familie und für Gleichgesinnte wurden. Darunter waren viele, die zu der Verschwörung des 20. Juli 1944 gehörten. Nach dem Tode der 93jährigen Großmutter im Januar 1936 wurde deren Einliegerwohnung von der Familie Leibholz bewohnt, der Familie von Dietrichs Zwillingsschwester Sabine, die 1938 nach England emigrierte, da Prof. Dr. Gerhard Leibholz einen jüdischen Vater hatte. In den Jahren 1939 und 1940 wohnten dort die Dohnanyis, Dietrichs Schwester Christine und Hans von Dohnanyi, nachdem bei Kriegsausbruch das Amt Ausland/Abwehr von Admiral Canaris Hans nach Berlin gerufen hatte.



Das Haus der Eltern, Paula und Karl Bonhoeffer, in der Marienburger Allee 43 (rechts) und das Nachbarhaus ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes, Ursula und Rüdiger Schleicher (Nr. 42). Aufnahme 1935. (Foto aus der ständigen Ausstellung des Bonhoeffer-Hauses)

In dieses Haus kamen bewährte Kollegen und Schüler Karl Bonhoeffers aus Universität und Kliniken. Die „Brüder“ des Predigerseminars Finkenwalde besuchten Dietrich und die Familie. In der Veranda beriet Karl Bonhoeffer die Pastoren Friedrich von Bodelschwingh aus Bethel bei Bielefeld und P. Braune aus Lobetal angesichts der drohenden Euthanasie an Insassen ihrer Anstalten. Zu Besuch kam der Vetter von Paula Bonhoeffer, General Paul von Hase, Wehrmachtskommandant von Berlin. Hier besprachen sich Hans-Bernd Gisevius, Regierungsrat im Reichsministerium des Innern, und General Hans Oster mit Hans von Dohnanyi. Es trafen sich hier der Industrielle Nikolaus von Halem, der sozialdemokratische Verwaltungsjurist Ernst von Harnack mit Klaus Bonhoeffer und Justus Delbrück von der Abwehr, weiter Rechtsanwalt und Zentrumspolitiker Josef Wirmer und Rechtsanwalt Kurt Wergin (der später Dietrich Bonhoeffer verteidigte), sowie die Brüder Otto John, Rechtsanwalt und Syndikus der Deutschen Lufthansa, und Hans John, wissenschaftlicher Assistent bei Prof. Rüdiger Schleicher. Aus München kam der Offizier der militärischen Abwehr und Verbindungsmann der Verschwörer zum Vatikan, Josef Müller, der „Ochsensepp“ genannt wurde, weiter Freiherr von Guttemberg und der Pater Johannes aus Ettal. Aus Genf erschien Hans Schönfeld, nachdem er gemerkt hatte, über welche Verbindungen der bislang wenig geliebte ökumenische Kritiker Dietrich Bonhoeffer verfügte, dazu weitere Vertreter der Ökumene wie Prof. Courvosier, Nils Ehrenström und Birger Forell. Aus der Bekennenden Kirche fanden sich die Pfarrer W. Jannasch, H. Lokies und W. Rott ein. Hammelsbeck und Friedrich Justus Perels, Rechtsberater der Altpreußischen Bekennenden Kirche, saßen oft mit Dietrich Bonhoeffer im Dachzimmer in der Marienburger Allee 43 zusammen....

... Nach der Schlacht von Stalingrad Anfang Februar 1943, die mit der Vernichtung der 6. Armee endete und zu Goebbels Proklamation des „totalen Krieges“ führte, gab es eine Reihe fiebriger Aktivitäten der militärischen Verschwörer, Hitler zu beiseitigen.

Am 1. März gelang es Henning von Tresckow und Fabian von

Schlabrendorff, eine als Geschenkpaket mit Kognakflaschen getarnte Bombe in Hitlers Flugzeug zu deponieren, als dieser von einer Visite an der Ostfront zurückfliegt. Der Sprengsatz versagte jedoch und die Angelegenheit konnte gerade noch rechtzeitig vertuscht werden. Hans von Dohnanyi hatte den besonderen Sprengstoff, englische Haftminen, persönlich von Berlin nach Smolensk zu von Treskow gebracht. Als Eberhard Bethge Hans von Dohnanyi zum Bahnhof fuhr, ahnte er nichts von dem Sprengstoff in dessen Koffer. Am 5. April 1943 gegen Mittag versuchte Dietrich Bonhoeffer von der Marienburger Allee aus seine Schwester Christine von Dohnanyi in Sakrow anzurufen. Am Telefon meldet sich jedoch eine Männerstimme. Bonhoeffer vermutete zu Recht die erwartete Hausdurchsuchung bei Hans von Dohnanyi und dessen Verhaftung. Ohne seine Eltern beim Mittagsschlaf zu stören, ging er in sein Dachzimmer hinauf und überprüfte seinen Schreibtisch. Danach wartete er im Haus seiner Schwester Ursula Schleicher zusammen mit den Ihren und Eberhard Bethge. Gegen vier Uhr kam sein Vater herüber: „Zwei Männer möchten dich oben in deinem Zimmer sprechen!“ Oberkriegsgerichtsrat Roeder und der Gestapokommissar Sonderegger durchwühlten seinen Schreibtisch, fanden vorbereitetes Scheinmaterial. Die Bedeutung der Ethikblätter und des Rechenschaftsberichts „Nach zehn Jahren“, die Bonhoeffer in seiner Mansarde verfaßt hatte, nahmen sie dagegen nicht wahr. Dietrich Bonhoeffer wurde auf Verdacht hin verhaftet, man vermutete natürlich zu Recht eine Verbindung zum Fall von Hans von Dohnanyi, der am gleichen Tag verhaftet worden war. In ihm wollte das Reichssicherheitshauptamt die gesamte Abwehr unter Admiral Canaris treffen. Ohne es zu ahnen, hatten die Nationalsozialisten ein Zentrum der Verschwörung lahmgelegt. Der eigentliche Grund der Verhaftung war der Verdacht, Hans von Dohnanyi habe sich persönliche Vorteile durch Mißbrauch seiner Dienststellung verschafft. In Hilfsaktionen für Juden, „Unternehmen 7“, hatte von Dohnanyi 1941 mit General Osters und Admiral Canaris' Rückendeckung Juden als „Agenten“ getarnt ins Ausland gebracht. Die dabei vorgenommenen Vermögens- und Devisentransaktionen waren ihm nun zum Verhängnis geworden. Am gleichen Tag wurde auch General Oster kaltgestellt, unter Hausarrest beurlaubt und am 4. März 1944 aus dem aktiven Wehrdienst entlassen. Im Februar 1944 gelang es dem Reichssicherheitshauptamt schließlich, das Amt Ausland/Abwehr zu zerschlagen bzw. einzuverleiben. Admiral Canaris wird vom Dienst suspendiert und unter Hausarrest gestellt. Zu den übrigen Verhafteten am 5. April 1943 gehörten Josef Müller, für einige Wochen auch die Frauen Maria Müller und Christine von Dohnanyi, die in die geheimsten Umsturzpläne des Widerstandes eingeweiht war. Im Mai 1944 konnte ihre Entlassung aus der Haft bewirkt werden. Das Verfahren von Dietrich Bonhoeffer hing vom Stand der Ermittlungen gegen seinen Schwager ab. Es gelang, die wahren Tatbestände durch geschickte Verschleierung und Abschirmung mit Hilfe von Freunden und der Familie bis nach dem Scheitern des 20. Juli 1944 zu tarnen. ...

... Erst im September 1944 wurde ernstlich belastendes Material gegen Dohnanyi, Oster und Bonhoeffer in einem Ausweichlager

der Abwehr in Zossen gefunden. Anfang Oktober 1944 wollte Bonhoeffer noch mit Unterstützung des wachhabenden Unteroffiziers Knobloch aus dem Wehrmachtsuntersuchungsgefängnis Tegel fliehen, gab dieses Vorhaben jedoch auf, als sein Bruder Klaus Bonhoeffer am 1. Oktober 1944 verhaftet wurde. Zwei Tage später wurde sein Schwager Rüdiger Schleicher im Luftfahrtministerium verhaftet, auch Eberhard Bethge geriet in Haft. Am 8. Oktober 1944 wurde Dietrich Bonhoeffer erneut beim Hauptquartier der Geheimen Staatspolizei in der Prinz-Albrecht-Straße 8 verhört. Am 7. Februar 1945 wurde Bonhoeffer in das Konzentrationslager Buchenwald gebracht. Anfang April 1945 begann zusammen mit in sogenannter Sippenhaft befindlichen Mitgliedern von Familien des 20. Juli eine Odyssee durch Süddeutschland.

Am 5. April fiel bei einer Mittagsbesprechung bei Hitler die Entscheidung, die „Zossen-Gruppe“ vor Kriegsende noch zu ermorden. Dietrich Bonhoeffer wurde von Schönberg in das Konzentrationslager Flossenbürg in der Oberpfalz geholt. Nach einem Standgerichtsverfahren am Abend des 8. April zum Tode verurteilt, wurde er am frühen Morgen des 9. April 1945 zusammen mit Canaris, Oster, Sack u.a. erhängt.

Sein Schwager Hans von Dohnanyi, dem es durch eine selbst beigebrachte Infektion mit Hilfe einer von seiner Frau eingeschmuggelten Speise zeitweise gelang, im Staatskrankenhaus der Polizei zu liegen, wurde im Konzentrationslager Sachsenhausen vermutlich am 9. April 1945 ermordet.

Klaus Bonhoeffer, Rüdiger Schleicher, Hans John, Friedrich Justus Perels und Hans Kloß wurden am 2. Februar 1945 von Freisler zum Tode verurteilt. Bonhoeffer, Schleicher, John, Perels und zwölf weitere Gefangene, wurden noch in der Nacht zum 23. April 1945 von der SS aus dem Gefängnis Lehrter Straße geholt und in zwei Gruppen in der Nähe der Invalidenstraße erschossen. (Gedenkstein auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof, Chausseestraße 126, Grabanlage 49)

Paula und Karl Bonhoeffer überlebten gemeinsam mit der Tochter Ursula, Enkelkindern und Emmi Bonhoeffer das Ende des Krieges in der Marienburger Allee im Keller des Hauses Schleicher....

DAS BONHOEFFER-HAUS - ERINNERUNGS- UND BEGEGNUNGSSTÄTTE

BURKHARD SCHEFFLER

Das Haus in der Marienburger Allee 43 ist heute unter dem Namen "Bonhoeffer-Haus" eine Erinnerungs- und Begegnungsstätte. Es gehört der Evangelischen Landeskirche in Berlin-Brandenburg, die es bereits nach dem Tod der Eltern Dietrich Bonhoeffers, mit Unterstützung von Geldern eines Hilfsfonds der Schwedischen Kirche, im Jahre 1951 erwarb.

Dietrich Bonhoeffer war 1931/32 für kurze Zeit der erste Studentenpfarrer an den Charlottenburger Hochschulen. Nach dem Neubeginn der Arbeit der Berliner Studentengemeinde nach dem Krieg wurde Eberhard Bethge, der enge Freund und spätere Biograph Bonhoeffers, Studentenpfarrer für die Berliner

Hochschulen. Er zog mit seiner Familie in die Marienburger Allee 43. Die Berliner Studentengemeinde versammelte sich hier wöchentlich zu Bibelstunden und Gesprächen.

Ab 1956, nach dem Weggang Eberhard Bethges aus Berlin, wurde das Haus umgebaut, um Wohnmöglichkeiten für Studentinnen und Studenten zu schaffen. Für eine kurze Zeit war das Haus Zentrum der Studentengemeinde an den Charlottenburger Hochschulen. Ab 1969 wurde es selbstverwaltetes Wohnheim für Studentinnen und Studenten mit nur noch loser Bindung an die Evangelische Kirche. Was unter "normalen" Umständen eine wichtige und lohnende Möglichkeit zur Entwicklung neuer Wohn- und Lebensformen gewesen wäre, geriet im Laufe der Zeit in Konflikt mit der Geschichte des Gebäudes: die persönlichen Sympathien bei der Auswahl der Bewohnerinnen und Bewohner standen im Vordergrund, die Frage nach der Pflege des Andenkens Dietrich Bonhoeffers wurde Nebensache. Das Haus verfiel zusehends. Die Kritik von Seiten der Familie und vieler ökumenischer Besucher aus dem In- und Ausland am baulichen Zustand des Hauses wurde immer lauter und sorgenvoller. Dem Präses unserer Berliner Landeskirche und Leiter des DIN-Institutes, Prof. Dr. Reihlen, einem Bewunderer Bonhoeffers, ist es zu verdanken, daß nach einem entsprechenden Aufruf vor unserem Kirchenparlament im November 1983 der Umbau und ein neues Nutzungskonzept für das Bonhoeffer-Haus von der Kirchenleitung beschlossen wurden.

Ich hatte im Januar 1984 mein Amt als neuer Studentenpfarrer der Evangelischen Studentinnen- und Studentengemeinde an der Technischen Universität Berlin angetreten und war ebenfalls gebeten worden, mich an der gesuchten Neukonzeption für das Haus zu beteiligen.

Mein Konzept für einen Umbau und eine neue Nutzung des Hauses in der Marienburger Allee 43, das ich in Absprache mit der Evangelischen Studentinnen- und Studentengemeinde an der Technischen Universität Berlin und unter tatkräftiger Mithilfe eines sehr engagierten Studenten, Claus P. Wagener, sowie eines befreundeten Ethik-Professors aus den USA, Patrick Kelley, der Kirchenleitung vorgelegt hatte, wurde als Grundlage für die Umgestaltung des Hauses angenommen.

In den Jahren 1984 - 1987 ist dann der Umbau mit finanzieller Unterstützung der Evangelischen Gesamtkirche Deutschlands, Geldern aus Lottomitteln sowie Eigenmitteln der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg (damals noch Region Berlin-West) in Angriff genommen worden.

Tatkräftige konzeptionelle und planerische Beratung und Begleitung durch ehemalige "Schüler" Bonhoeffers wie Renate und Eberhard Bethge, dem Altbischof Albrecht Schönherr, durch viele engagierte Hauptamtliche und Laien unserer Kirche sowie von Freunden aus der Ökumene, besonders aus dem Bonhoeffer-Komitee der USA, haben dazu beigetragen, daß das Haus dann im Juni 1987 feierlich als "Erinnerungs- und Begegnungsstätte Bonhoeffer-Haus" eröffnet werden konnte.

Seit der Zeit wohnen meine Familie und ich im Obergeschoß des Hauses in der dort eingerichteten Pfarrwohnung. Ich bin ehrenamtlich als Geschäftsführer und Leiter des Hauses tätig. Außerdem gibt es noch ein Appartement, in dem für jeweils eineinhalb Jahre ein Freiwilliger der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste wohnt, der die Arbeit im Haus betreut.

Am 8. April 1945, kurz bevor Dietrich Bonhoeffer aus dem Gefängnis Schönberg in Bayern ins Konzentrationslager Flossenbürg abtransportiert wurde, schrieb er an drei Stellen eine Adresse in eine Ausgabe des Plutarch, die ein Mitgefangener, ein Sohn Karl-Friedrich Goerdelers, später als letzte erhaltene handschriftliche Nachricht der Familie übergab.

Dietrich Bonhoeffer, Pfarrer,
Berlin-Charlottenburg 9
Marienburger Allee 43

(Quelle: Begleitheft zur Ausstellung, Vorläufiges Kuratorium Bonhoeffer-Haus Berlin (West) 1988 (Hrsg.))

Dies war Dietrich Bonhoeffers Versuch - so sein Freund und Biograph Eberhard Bethge - dem Vergessen, daß ihm seine Mörder im Chaos der letzten Kriegstage bereiten wollten, zu entfliehen. Das Haus in der Marienburger Allee war die Spur, die gefunden werden sollte. Deswegen ist das Haus heute **Ein Haus der Erinnerung**.

1935 erbaut, ist es der ehemalige Alterssitz von Prof. Dr. med. Karl Bonhoeffer und seiner Frau Paula, geb. von Hase, den Eltern Dietrich Bonhoeffers. Wenn ihr Sohn in Berlin war, hat er hier gelebt. In seinem Studierzimmer sind Teile der *Ethik* entstanden, ebenso die Widerstandsanalyse „Nach zehn Jahren“, deren Manuskript den Krieg im Haus versteckt überdauerte. Am 5. April 1943 war Dietrich Bonhoeffer von der Gestapo aus diesem Haus heraus verhaftet worden.

Heute befindet sich im Sitzungsraum des Hauses eine ständige Ausstellung zu Leben und Werk Bonhoeffers. Ein Begleitheft zur Ausstellung ist in deutscher und englischer Sprache erhältlich. Das Studierzimmer Dietrich Bonhoeffers im Dachgeschoß wurde annäherungsweise wieder in den Zustand gebracht, in dem er es bei seiner Verhaftung im April 1943 verlassen hat.

Das Haus ist zugleich **Ein Haus zur Orientierung**. Es steht offen für Besuche und Klausurtag von Einzelnen und Gemeindegruppen, Gemeindegemeinschaften, christlichen und anderen gesellschaftlichen Initiativen, die in der Stadt außerhalb des hektischen Alltags nachdenken und dabei nach der Gegenwartsbedeutung Bonhoeffers fragen wollen. Eine Bibliothek und eine Sammlung von Video-Bändern stehen bei der Arbeit als Hilfsmittel zur Verfügung.

Und es ist auch **Ein Haus der Begegnung**. Bonhoeffers Familie, seine Person, Stationen seines Lebens, seine theologische Arbeit, sein christliches Zeugnis und politisches Engagement werden in der Marienburger Allee anschaulich. Dieses Haus besuchen viele Menschen, besonders auch aus der Ökumene. Besondere Tradition haben dabei seit Jahren die Besuche amerikanischer und japanischer Christinnen und Christen. Den Besuchergruppen steht unter anderem ein Tagungs- und Versammlungsraum

für etwa 30 Personen zur Verfügung. Kaffee und Tee sowie kleinere Mahlzeiten können in der gut eingerichteten Küche zubereitet werden.

Wenn Sie Interesse an einem Besuch haben:

Besuche und Tagungen können Sie unter Tel. 030 - 301 91 61 telefonisch mit uns vereinbaren.

In einer Zeit der deutsch-nationalen Überheblichkeit, des Rassismus und Fremdenhasses, der brutalen Durchsetzung des sogenannten Rechts des Stärkeren gegenüber den Schwächeren, den religiösen, ethnischen und sozialen Minderheiten, hat der Berliner Pfarrer und theologische Lehrer Dietrich Bonhoeffer der nationalsozialistischen Ideologie und Herrschaft widerstanden. Seine Theologie hat ihn zu Konsequenzen in seinem Handeln geführt, für die er mit dem Leben bezahlte.

Seine Gedanken stellen uns auch heute noch in Frage - und ermutigen zugleich.

ERINNERUNGEN AN DIE ERSTEN 50 JAHRE

E. RUTH I. BISWAS, GEB. ISRAEL

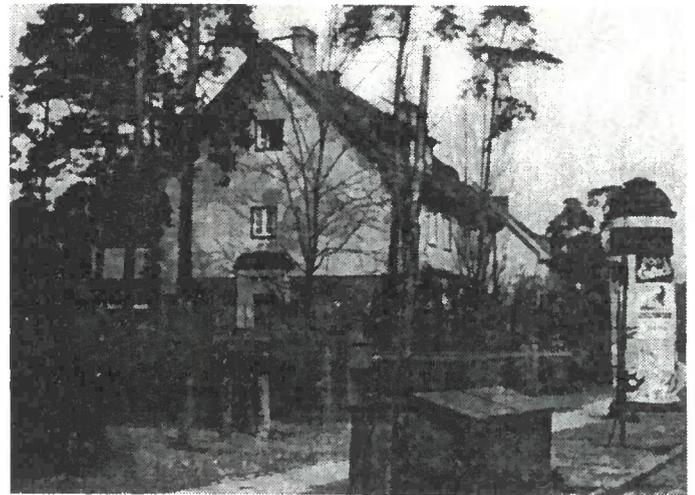
Vor fast siebzig Jahren zogen wir vom Hansaviertel in das damalige Idyll der Neidenburger Allee 7. Die Siedlung war ursprünglich nur für Beamte, die ihr Grundstück in den ersten Jahren nicht veräußern durften. Ab ca. 1927 gab es die ersten Eigentümerwechsel. Unser Vorgänger, Herr Lerche, hatte den Kern des großen Gartens zum Teil in einen Steingarten mit Bergen, Tälern, Wegen und sogar einen Wasserfall mit Goldfischteich verwandelt. Gewaltige Findlinge hatte er dafür vom Grunewald selber angeschleppt. Der Steingarten und Teil des Baumbestandes sind noch vorhanden, obwohl einige schöne Bäume von Bomben schwer getroffen wurden. Die andere Hausseite, Nr. 6, gehörte einer Familie Leeg, wurde aber im Krieg völlig zerstört und später von meinem Vater zum Bürobau erworben. Auch unser Haus wurde schwer getroffen und hatte zeitweise keinen wetterfesten Raum.

Das Leben in der Siedlung war in den ersten Jahren ruhig und ungestört vom Verkehr. Kinder konnten ohne Gefahr im Sommer mit dem Roller und im Winter auf Skiern zur Schule gelangen. Morgens kam der Bolle „Bimmelwagen“, schenkte Milch in die eigene Kanne ein und lieferte große Eisblöcke für den Eisschrank. Lebensmittel gab es im Beamtenwirtschaftsverein und frische Brötchen bei Fr. Schultz im Bahnhof. Der uns bekannte Wochenmarkt ergänzte die Einkaufsmöglichkeiten.

Die kleinen Siedlungszimmer wurden alsbald durch Balkon- und Wintergartenanbau ergänzt, und der spätere Mansardenausbau half der wachsenden Familie und ermöglichte den Zuzug der geliebten Oma. Kachelöfen wichen der Zentralheizung, und in vielen andern Häusern wurden die Küchen aus dem Keller geholt.

Leider liefen für uns andere, weniger angenehme Entwicklungen parallel mit den häuslichen Verbesserungen. Mit der Machtergreifung der Nazis durfte mein jüdischer Vater nicht mehr als Anwalt praktizieren. Mein älterer Bruder Georg und ich konnten noch eine unbeschwerte Zeit in der 16. Volksschule Eich-

kamp genießen. Jedoch gegen 1935 wurde mein Bruder nach allerhand Widerstand allmählich gezwungen, das Mommsengymnasium zu verlassen, da der damalige Direktor es sich zum Ziel gesetzt hatte, daß sein Gymnasium das erste rein „arische“ werden sollte (siehe E.G. Fontheims Beitrag zur Sonderausstellung Westend, 1996). Am Morgen nach der Kristallnacht wurde unsere jüngere Schwester Esther zu ihrer eigenen Sicherheit vorsorglich von der Eichkampfschule nach Hause geschickt, so daß wir drei Kinder zwischen 1935 - 38 zu privaten jüdischen Schulen übersiedeln mußten. Irgendwann wurde mein Vater gebeten, aus dem Siedlerverein auszutreten und so lebten wir allmählich in einem unsichtbaren Ghetto, obwohl wir weiter am Siedlungsleben hingen und uns erst viel zu spät Gedanken über Auswanderung machten. Mit der rapiden Verschlimmerung der Lage verschwanden die meisten unserer Glaubensgenossen aus der Siedlung.



Neidenburger Allee 7 1935, das Elternhaus der Autorin (Foto: Israel)

Im Mai 1939 wurde ich im Kindertransport nach England geschickt; durch den Krieg konnte die Familie nicht mehr folgen. Das Ausmaß des Leidens aller Familienmitglieder erfuhr ich erst Jahre später. Wie anderswo gab es auch hier gütige hilfsbereite und mutige Menschen, doch kann man das Gegenteil von einigen anderen leider nicht verschweigen. Fast wie ein Wunder haben meine Eltern, oft dank der inneren Überzeugung und dem hervorragenden Mut meiner Mutter, die schlimmen Jahre überlebt. Es gab für beide sinnlos qualvolle Verhörungen und für meinen Vater eine längere harte Haftzeit. Meine Geschwister habe ich leider nicht wiedergesehen.

Meine erster Besuch in die ehemalige Heimat war erst Ende der vierziger Jahre möglich, während der Luftbrücke, in der Zeit der Trümmerfrauen. Damals war diese Gegend zur Geburt des Teufelsberges in dauernden Staub gehüllt, und das Brummen der Trümmerlastwagen auf den Straßen wie das willkommene Summen der Flugzeuge über der Stadt gehörten zum täglichen Leben dieser Epoche.

Meine Eltern, beide gebürtige Berliner, sind Berlin treu geblieben und waren beim Wiederaufbau dabei. Mein Vater, dann als Anwalt und Notar, ist nie offiziell in den Ruhestand gegangen, hat aber die Wende nicht mehr erlebt, denn er starb 1986.

Die Aufgabe der Sanierung des geerbten Grundstückes gab uns den Anlaß, in die Siedlung zurückzukehren. Ich wünsche der Siedlung, daß sie weiterhin gedeiht und ihren bescheidenen ruhigen Charakter behalten darf.

ERINNERUNGEN EINES ÄLTEREN NEUSIEDLERS

EBERHARD SCHMIDT

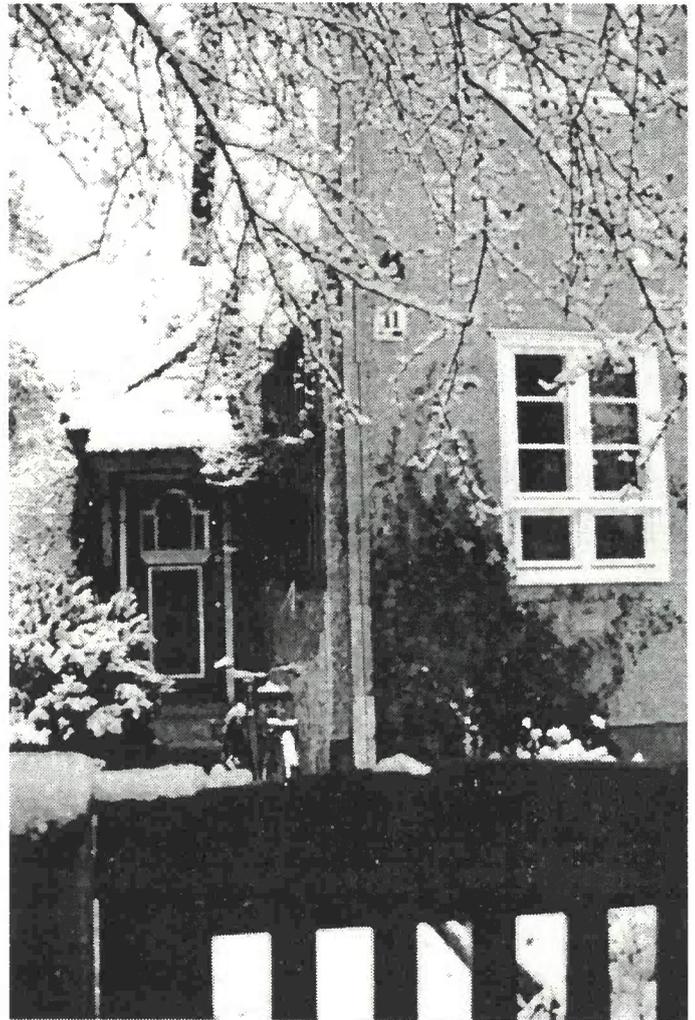
Von der Interessengemeinschaft „Mehr Sicherheit für Kinder durch Verkehrsberuhigung“ zur Wiederentdeckung des „Siedlervereins“

Die Doppelhaushälfte des Stadtamtmannes a.D. Fritz Tschirpig wechselte 1979 nach dem Tode seiner Witwe den Eigentümer. Dr. Eberhard Schmidt, wiederum ein Beamter, zog mit Frau und zwei kleinen Kindern (5 und 7) als "Neusiedler" in die Neidenburger Allee 11. Fritz Tschirpig war seit dem Gründungsjahr 1921 bis in die 60-iger Jahre hinein ununterbrochen im Vorstand des Siedlervereins. Der "Neusiedler", der hier berichtet, entdeckte bei Aufräumungsarbeiten im Keller seiner gerade bezogenen "Beamtenheimstatt" ein Häufchen ziemlich verstaubter Akten. Es handelte sich um eine nicht ganz vollständige Hinterlassenschaft von Aufzeichnungen, Schriftverkehr, Adressen und Dokumenten aus der langjährigen Tätigkeit des ersten Eigentümers im Vorstand des Siedlervereins. Nicht sonderlich interessiert an Vereinsangelegenheiten, ließ ich die Akten erst einmal in der Versenkung verschwinden, allerdings ohne sie ganz zu vergessen. Dazu gab es in ihnen zu viel Interessantes und auch Kurioses nachzulesen, z.B., daß über 50 Signalpfeifen angeschafft wurden, die an "grüne Witwen" der Siedlung verteilt werden sollten, um damit in Notfällen die Nachbarschaft herbeirufen zu können. Oder Feststellungen in einem Schriftverkehr aus den 20-iger Jahren, nach denen bereits damals Befürchtungen geäußert wurden, daß die "Neidenburgallee" (heute Neidenburger Allee) zur großen Durchgangsstraße werden könnte. Auch befürchtete man die Einrichtung einer Omnibuslinie über "Neidenburgallee", Waldschulallee und Eichkampstraße zum Bahnhof Grunewald.

1979 glaubten wir, uns in eine ruhige und beschauliche Siedlung am Waldrand eingekauft zu haben. Dann mußten wir allerdings sehr bald feststellen, daß zwar kein Bus durch unsere neue Straße fuhr, aber ungewöhnlich starker Durchgangsverkehr herrschte. Beunruhigend war dabei die hohe Geschwindigkeit, mit der einige Autos durch die für derart starken Durchgangsverkehr nicht ausgelegte Straße rasten. Dies barg nicht abzuschätzende Gefahren.

Unsere Kinder, die aus einer Stadtwohnung am Kurfürstendamm kamen und dort wegen des Verkehrs nicht allein auf die Straße durften, konnten nicht verstehen, warum sie dies auch hier nicht dürfen sollten. Hatten wir sie doch gerade überredet, aus unserer schönen großen Kudammwohnung auszuziehen, damit sie sich in ruhiger Umgebung freier bewegen könnten. Nun lag die gefährliche Straße direkt vor der Gartentür, was für uns Anlaß genug war, uns einer bereits bestehenden aber noch ganz jungen Initiative in der Siedlung anzuschließen, die eben dieses Problem entschärfen wollte. Es handelte sich um die 1979 unter den arg-

wöhnischen Augen einiger nicht betroffener Siedler in den ruhigen Straßen gegründete Interessengemeinschaft „Mehr Sicherheit für Kinder durch Verkehrsberuhigung“ (ISKV), deren erste Sprecherin Roswitha Köhler (zwei Kinder) aus der Neidenburger Allee 20 war. Später beteiligten sich, wenn auch zögerlich, die ebenfalls betroffenen Schulen zumindest an einigen Initiativen der ISKV und die Behörden ließen erstes Verwaltungshandeln erkennen. Damit begann allerdings auch eine lang andauernde Auseinandersetzung unter den Siedlern mit verschiedener Interessenslage.



Hauseingang Neidenburger Allee 11, 1988 (Foto Kuntzsch)

Es bildeten sich, wie schon in früheren Zeiten der Siedlungsgeschichte, Fraktionen, die ihr eigenes Anliegen nicht immer mit fairen Mitteln vertraten. Solche Uneinigkeit, die mit wechselnden Fronten bis in den Beginn der 90-iger Jahre reichte, führte letztlich dazu, daß bis zum heutigen Tage keine zufriedenstellende Lösung des Problems durchgesetzt werden konnte, obwohl es an guten Vorschlägen nicht mangelte. Erst die Bedrohung, die sich durch die Erweiterung der AMK und die Verlegung der Jaffestraße bis an unsere Siedlung heran (bei ersatzlosem Wegfall aller in diesem Gebiet vorhandenen Parkplätze) ergeben hatte, vereinte fast alle Bewohner der Siedlung Heerstraße, weil nun auch der letzte Zweifler die Notwendigkeit einer effektiven Verkehrs-

beruhigung erkennen mußte. Wieder war es der später noch zu erwähnende Bernhard Below, der alle unter einen Hut bringen konnte. In dem 1993/94 in der Siedlung stattfindenden Ideenwettbewerb zur Verhinderung des Durchgangs- und Parkplatz-Suchverkehrs machte er den besten, wegen seiner verblüffenden Einfachheit von allen sofort begeistert akzeptierten Vorschlag. Sogar die Vertreter der Schulen, der Siedlung Eichkamp und die Bezirksverordnetenversammlung Charlottenburg (BVV) zeigten sich überzeugt. Nur die zuständigen Verwaltungen nicht. Zur Überzeugung dieser letzten Bastion werden wir durch eine Gruppe von "Neuestsiedlern" unterstützt, die sich ähnlich enthusiastisch um eine Lösung der Verkehrsprobleme bemüht, wie es seinerzeit die Interessengemeinschaft „Mehr Sicherheit für Kinder durch Verkehrsberuhigung“ tat, aus deren Reihen 1983 der damals noch schlummernde „Siedlerverein“ ins Leben zurückge- lockt wurde. Wie kam es dazu?



Die Ausweisung der Siedlung als 30 km-Zone konnte schließlich durchgesetzt werden (Foto: Kuntzsch)

Als ich auf einem der zahlreichen Treffen der ISKV einmal von meinem Kellerfund bei der Übernahme des Hauses berichtete, löste dies großes Interesse aus und mir wurde gut zugeredet, in der Sache Nachforschungen anzustellen und herauszufinden, was aus dem alten Siedlerverein geworden sei. Einige ältere Siedler konnten sich noch gut an den Verein erinnern, wußten jedoch auch nichts Genaues über sein weiteres Schicksal. Die Vorsprache beim für das Vereinsregister in Charlottenburg zuständigen Amtsgericht löste das Problem. Das Amtsgericht bestätigte die Vermutung vieler alter Siedler, daß der Verein nie aufgelöst worden war und erklärte mir, was für eine Wiederbelebung zu tun sei. Damit stand weiteren gemeinsamen Bemühungen nichts mehr im Wege. Wir fanden bald noch ein Vereinsmitglied, das dem letzten amtierenden Vorstand angehörte. Es war Bernhard Below, den wir mit einiger Überredungskunst und der Zusage, ihm so viel Schreibkram und Verwaltungsar-

beit wie möglich abzunehmen, davon überzeugen konnten, den für eine Wiederbelebung des seit vielen Jahren ruhenden Vereinsbetriebes erforderlichen „Notvorstand“ zu bilden. Das Amtsgericht Charlottenburg konnte am 2. März 1983 folgenden Beschluß fassen:

Amtsgericht Charlottenburg

Geschäftsnummer 95 VR 210 Nz

Beschluß

In der Vereinsregistersache
Interessengemeinschaft Siedlung Berlin-Neertrabe e.V.
wird auf Antrag des Herrn Dr. Eberhard H.F. Schmidt, Neiden-
burger Allee 11, 1000 Berlin 19, anstelle des fehlenden
Vorstandes bis zur Behebung des Mangels

Herr Bernhard Below
Maximilianer Allee 39
1000 Berlin 19

zum Vorstand gemäß § 29 BGB bestellt.

Sein Wirkungskreis ist beschränkt auf die Werbung und Aufnahme
neuer Mitglieder sowie die Einberufung und Durchführung einer
Mitgliederversammlung.

1000 Berlin 19, 2. März 1983
Amtsgericht Charlottenburg, Abt. 95

Marnke
Rechtsanwältin

Ausgefertigt:
Frieze
Justizangestellte

Damit war alles gelaufen. Bernhard Below entpuppte sich als genau der richtige Mann für diese Sache, die von ihm hervorragend gemeistert wurde, wobei er sich mit Geschick und Umsicht auch den nötigen Respekt verschaffen konnte. Der Antragsteller, der mit Vereinen eigentlich nicht viel im Sinn hatte, konnte sich beruhigt wieder ins Glied begeben. Schnell waren engagierte und auch geeignete Bewerber für den Vorstand gefunden, der sich nach einer aus technischen Gründen erforderlich gewordenen Wiederholungswahl am 17. Mai 1983 wie folgt zusammensetzte:

Erster Vorsitzender:	Herr Kuntzsch
Stellvertretender Vorsitzender	Herr Führling
Kassiererin	Frau Sach
Schriftführerin	Frau U. Juppe
1. Beisitzer	Herr Führling
2. Beisitzer	Herr Pluntke
Stellvertreter für den Vorstand insgesamt	Herr Borck Herr Erbe Herr Dr. Lindemann Herr Hundertmark Herr Below

Die Interessengemeinschaft „Mehr Sicherheit für Kinder durch Verkehrsberuhigung“ (ISKV) ging in der wiederbelebten Inter-

essengemeinschaft Siedlung Berlin-Heerstraße e.V., genannt „Siedlerverein“ auf. Deren Ziele wurden nun dort weiterverfolgt; möglicherweise nicht mehr mit der ursprünglichen Vehemenz, weil, an anderer Stelle beschriebene, ebenfalls wichtige Aufgaben hinzukamen.

Nachtrag

Der Verein und vor allem sein von der Wiederbelebung bis heute amtierender Vorsitzender, der mit ganz eigener Zielstrebigkeit vielfältige Aktivitäten steuern und vorantreiben konnte, wurden allgemein anerkannt. Krasse Fehlentwicklungen, insbesondere bei der Gestaltung und Erhaltung des typischen, noch weitgehend intakten Siedlungscharakters, konnten abgewendet oder zumindest abgeschwächt werden. Nach wie vor ist aber äußerste Aufmerksamkeit geboten. Dies zeigen zwei jüngste Um- und Anbaubeispiele, die für jedermann sichtbar verdeutlichen, was alles passieren kann.

Unvergessen bleiben die gelungenen Siedlerfeste, die schon bald nach dem Neubeginn des Vereins gefeiert wurden. Sie zeigten besonders in der arbeitsaufwendigen Vorbereitungsphase, daß es hier, neben den weniger umgänglichen Menschen, die man natürlich überall findet, ein großes Potential an Gemeinsinn und Freundlichkeit gibt.

Wir spürten diese Freundlichkeit zuerst bei Bekannten in der Neidenburger Allee, mit denen ich in jüngeren Jahren die Vorliebe für alte SAAB-Autos teilte, an denen es immerzu etwas herumzuschrauben gab. Von dort kam auch der alles entscheidende Anstoß, der letztlich zur „Neusiedlerschaft“ führte. Endlich hergezogen, wurden wir von vielen Seiten freundlich aufgenommen. Bald entstanden nicht nur Freundschaften zwischen unseren schulpflichtigen Kindern und anderen Wald-Grundschulern, deren Klassenkameraden sie nun waren, sondern auch zwischen den Eltern. Wir fühlten uns schnell heimisch.

Als Entschädigung für die ziemlich kleinen „Beamtenstuben“ unseres Siedlungshauses des ersten Bauabschnitts gab es den erstaunlich großen Garten und die für die Stadtnähe erstaunlich gute Luft sowie überwiegend nette Nachbarn. Mit unserem direkten Nachbarn zur Linken, der lange Jahre als amerikanischer Pilot Berliner zu ihren Urlaubszielen brachte und inzwischen wieder in Amerika zu Hause ist, entwickelte sich eine bis heute andauernde besonders enge Freundschaft.

Nicht unerwähnt soll es bleiben, daß ich mir den lang gehegten Wunsch, Hühner zu halten, endlich erfüllen konnte. Wir hatten im Grundbuch den Eintrag gefunden, daß Kleinviehhaltung an der Rückseite des Grundstücks erlaubt sei und begannen damit, einen sehr schönen Hühnerstall zu bauen. Als unser erster Hahn seine neun Hennen während eines schweren Sommergewitters durch wohl allzu großen Schreck für immer verlassen hatte, wollten wir die Umgebung durch Verzicht auf Ersatz vom morgendlichen Hahnenschrei befreien. Es dauerte aber nicht lange bis der Nachbar von schräg hinten links kam und fragte, was denn los sei, er könne den Hahn nicht mehr hören. Dann kam der Nachbar von schräg hinten rechts: Er hätte gehört, daß wir keinen Ersatz anschaffen wollten und wenn wir das täten, dann müsse er uns leider die „Zaunfreundschaft“ kündigen. Also hatten unsere Hennen bis zum Schluß immer einen Hahn, was für

die tägliche Frischeiproduktion bekanntlich nicht erforderlich gewesen wäre und für die Hennen vielleicht auch nicht.

Das Siedlerleben funktioniert. Die Nachbarschaftspflege gedeiht aber am besten im Frühjahr und Sommer, wenn alle nach einem langen Winter wieder sichtbar werden und die Gartenarbeit beginnt. Man hat sich nach der wochen- oder sogar monatelangen Versenkung eine Menge zu erzählen. Nach zufälligen Begegnungen mit weiter entfernt wohnenden Nachbarn auf der Straße oder am Gartenzaun, der gerade gestrichen wird, finden nicht selten Verabredungen zum Plausch beim Bier oder Wein auf der Terrasse statt. Man trifft sich auch zur Besichtigung der mehr oder weniger gelungenen Neuerungen im oder am Haus und lästert über andere.

Wir leben hier gern. Am Waldrand und doch in der Großstadt. Im Kiez und, wenn gewünscht, auch in freundlicher Distanz. Die ganze Familie, besonders aber die inzwischen erwachsenen Kinder, empfinden es immer wieder, wie schön wir es haben; sogar nach Reisen, die uns an zweifellos viel schönere Plätze dieser Welt geführt hatten.

DIE VIER JAHRESZEITEN ALS HINTERGRUND EINES GANZ NORMALEN SCHÜLERLEBENS

UTA SCHÜRMAN (15 JAHRE)

Wenn man nach dem Sommerurlaub in Italien, Frankreich, England, oder wo man sonst war, zum ersten Mal wieder den Funkturm von der Autobahn aus sieht (wer hat ihn als erstes gesehen?) und abends beim Im-heimischen-Garten-sitzend-den-Urlaub-Revue-passierenlassen den leuchtenden Turm wieder vor Augen hat und den lauen Sommerabend genießt, dann kommt gelegentlich die Frage auf, weshalb man eigentlich weggefahren ist. Schließlich erscheint einem das ganze hier wie ein Ferienort, nur eben mit heimischem Komfort. Und doch ist es ein ganz normaler Ort mitten in der Stadt, der das Zentrum eines gewöhnlichen Stadtalltages bildet.

Im Frühling erwacht man selbst und alles um einen herum nach mehrmonatiger Schlafkrankheit erneut zur Aktivität; die bereits verschwunden geglaubten Vögel überkreischen fröhlich die schwach von der Heerstraße herübertönenden Autogeräusche, Knospen erscheinen und öffnen sich, überall Rasenmäher und Gartensprenger, die die braunen Böden in den Gärten wieder zu grünen, plüschigen Rasenflächen machen sollen. Wenn dann das Hochgefühl erreicht ist, die dicken Mohair- und Alpakapull-over endlich unter fröhlichem Gesumme den Motten in den Mansarden überlassen worden sind, setzt für gewöhnlich nochmals eine Frost- oder zumindestens Schlechtwetterperiode ein, die mit etwas Pech bis zum nächsten Winter anhalten kann.

Wenn dann im Sommer das Thermometer doch noch Temperaturen im Südseenniveau erreicht hat, kehrt das Hochgefühl, allerdings mit etwas verändertem Tagesablauf, wieder zurück: Morgens das allvertraute Rasenmähergeräusch, das für den Rest des Tages allerdings von dem kühlen Rasensprengergeräusch über-tönt wird. In der Mittagshitze wird alles ganz still, Besteck- und Geschirrgeklapper hat aufgehört, die Liegestühle sind aufge-

stellt. Man ruht sich aus, unsereins macht Hausaufgaben im kühlen Haus. Die Spatzen baden unterdessen im Sand. Es regnet Pollen. Am Abend lange Zeit Kerzenschein, Glas- und Flaschengekirre aus den Gärten und von den Balkonen.

Nach dem nochmals kräftig blühenden Hochsommer beginnt dann der Herbst, der sich zuerst durch das Entfärben der kleineren Pflanzen und Blumen, dann aber durch das erneute Färben der vielen Blätter bemerkbar macht. Bald sind die Bäume kahl, die Strassen bedeckt von bunten Blättern und Kastanien. Man fegt die Bürgersteige frei, es werden wieder mehr Spaziergänger in den Alleen gesehen, bunte Drachen steigen vom Teufelsberg auf, man nimmt wieder verstärkt am kulturellen Leben teil, besucht Galerien und Ausstellungen, von deren Besuch den Sommer über die Gärten abgehalten hatten. Schwärme von Vögeln flüchten bereits gen Süden.

Dann stürzen die Grade plötzlich mit empörender Geschwindigkeit in den Minusbereich ab, und schon ist der Winter da, der vor allem mit flauschigen Decken an den Heizungen kauernd und Plätzchen backend verbracht wird. Eventuelle Spaziergänger flanieren nicht mehr durch die Alleen, sondern eilen beschwingt mit glühenden Gesichtern und tiefroten Nasenspitzen um die Blöcke, eigens um die leuchtenden und glitzernden Weihnachtsdekorationen in den Vorgärten zu bewundern. Zeitweise toben regelrechte Schneestürme durch die Strassen und um die Häuser. Die jetzt ziemlich verlassen Gärten werden eigentlich nur noch besucht, um Schneemänner, Iglus oder ähnliches zu bauen und dienen sonst vielleicht noch als Startplatz für Feuerwerksraketen an Sylvester.

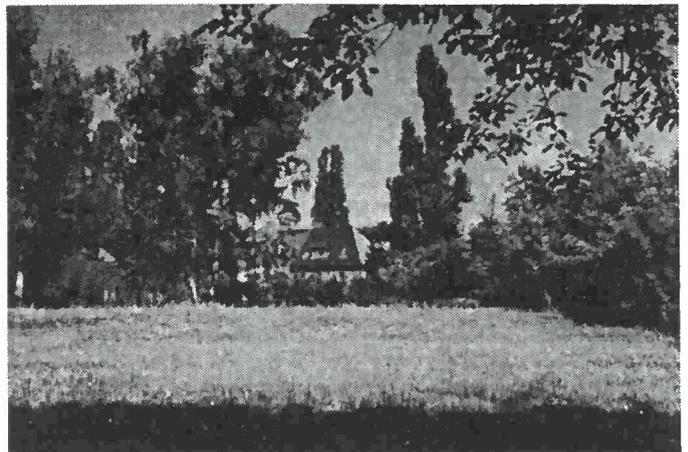
Der Verlauf der vier Jahreszeiten, der in meiner Erzählung so tagessfüllend klingt, bildet in Wirklichkeit nur den Hintergrund zu wichtigeren Dingen wie Schule, Lernen, irgendwelchen anderen Aktivitäten und Freunden.

DAS WÄLDCHEN

INGEBORG SCHÜRMMANN

Das Wäldchen im Anschluß an die Sackgasse der Soldauer Allee war in den fünfziger Jahren für meine Geschwister, Nachbarkinder und für mich ein bevorzugter Spiel- und Rückzugsort. Hingegen galt der Wald an der Lötzener Allee als „gefährlich“ und weniger geeignet zum Spielen, da er keine freien Rasenflächen hatte. Ähnlich beliebt wie das Wäldchen waren nur die Straßen zum Rollschuhfahren und zum „Hopse“ spielen. Die Gärten schienen uns zu beengt und wurden noch für den Anbau von Gemüse, Kartoffeln und sogar Spargel genutzt.

Das Wäldchen befand sich auf der jetzigen Studentenwohnanlage, die seit 1950 in Etappen errichtet wurde. 1952 stand zunächst nur das Klubhaus, errichtet mit amerikanischer Unterstützung. Erst 1958/59 kam es zu einem weiteren Ausbau, der 1966/67 abgeschlossen wurde.



... wo einmal das Wäldchen stand. Die Rückseite der Häuser Soldauer Allee 5 + 6, 1996 (Foto: Kuntzsch)



(Foto: Schürmann)

Anfangs trennte kein Zaun den Zugang zum Bahngelände und ein Schleichweg von der Sackgasse Soldauer Allee führte direkt ins Wäldchen. Dieses Terrain „gehörte“ uns und wurde für Spiele genutzt. Wir spielten Verstecken oder lagen einfach nur im Gras und waren weit weg von zuhause.

Der Ausbau des Studentenheimes machte uns wütend. Abends, nach dem Weggang der Bauarbeiter, tauchten wir im Trupp dort auf, nahmen das Gelände wieder in Besitz, begutachteten den Fortgang der Arbeiten und spielten in den halb fertiggestellten Häusern. Die Mutigsten unter uns versetzten hier und dort unter allgemeinem Beifall einen Vermessungsstab und zerrissen die zellophangeschützten Fenster. Eines Abends wurde ein Polizist auf der Baustelle gesichtet. Wir waren sehr aufgeregt und beratschlagten, wie wir mit der Situation umgehen konnten. Dann zogen wir gemeinsam zu dem Haus des Architekten, wie wir meinten, klingelten und entschuldigten uns. Wir verspra-

chen nun keine Zerstörungen mehr anzurichten. Das Versprechen wurde (von wem auch immer) akzeptiert. Später habe ich mit meiner kleinen Tochter oft den Spielplatz des Studentendorfes aufgesucht und dort Kontakte geknüpft. Für die Siedlung ist das internationale Studentendorf vor allem in den Straßen der Wegstrecke zur Bushaltestelle an der Heerstraßenbrücke präsent: Die multikulturelle Gesellschaft der jungen Leute belebt das Straßenbild und vermittelt beim abendlichen Nachhauseweg auch eine gewisse Sicherheit.

KLEINER DDR-WARENVERKEHR

EWALD SCHÜRMMANN

In den siebziger bis zum Anfang der achtziger Jahre belieferte ein älteres Ehepaar aus Königs-Wusterhausen einige Haushalte in der Siedlung Heerstraße mit Gartenobst sowie Lebensmitteln und anderen Waren, die in der DDR als „Bückware“ unter dem Ladentisch gehandelt wurden. Die beiden Rentner kamen durch ein Tagesvisum über die S-Bahnverbindung zunächst bis zum Grenzübergang Friedrichstraße, wo es jedesmal zu peinlichen Befragungen der Grenzpolizisten nach dem Inhalt und dem Ziel der vollen Taschen kam; danach mußten sie durch Umwege über S- und U-Bahn, zuletzt mit einer Busfahrt die Siedlung mit ihren Waren ansteuern. Früher, als die S-Bahn noch bis zum Bahnhof Heerstraße fuhr, hatten sie von der Friedrichstraße den direkten Weg.

Bei ihrem Verkaufsgang durch die Siedlung übernahm der Ehemann den Part des Transportarbeiters, der die vollen Taschen und Plastiktüten schleppte, während seine Frau die Verkaufsgespräche führte. Meist öffnete sie, zunächst im Flüsterton, dann mit immer lauter vorgetragenen Schimpfreden auf den Sozialismus eine verbeulte Aktentasche und holte Rinder- oder Schweinefilets im ganzen Stück, Rehkeulen, Wildschweinbraten, Hasenrücken, dicke Rouladenscheiben im Dutzend, hausgeschlachtete Kaninchen samt selbstgenähter Fellmütze hervor. Die Tüten und Tragetaschen enthielten kiloweise Obst aus den Königs-Wusterhausener Gärten, wie Erdbeeren, Pflaumen, Kirschen und so weiter.



DDR-Atmosphäre auf dem S-Bahnhof Heerstraße (20.10.1989) anlässlich von Aufnahmen zu einem Film von Claude Chabrol
(Foto: Kuntzsch)

Dieser merkwürdige Handel fand unter den Marktbedingungen nicht ganz gängiger Preise statt, weil hier Mengen angeboten wurden, die ein normaler Haushalt üblicherweise nicht konsumiert. Also mußte in Gefriertruhen eingelagert werden. Und weil man es so gewohnt war, daß auch bei den Transitreisen in den Intershopläden immer der zollfreie Verkauf galt, fühlten sich die Kunden sicherlich auch im Recht, Lebensmittel aus dem Überfluß und zu günstigen Preisen aus dem Osten zu kaufen, die ja eigentlich der DDR-Bevölkerung vorenthalten wurden. Und fast so, um sich das schlechte Gewissen gegenüber diesem Schwarzhandel auszureden, drehten sich die langen Verkaufsgespräche bei einer Tasse Kaffee über die schlimmen Zustände im Arbeiter- und Bauernstaat - in dem sich jedoch die Leute aus der Provinz mit Bauernschläue zu bewegen wußten. Denn als sie alle Waren an die Kunden in der Siedlung Heerstraße verkauft und in DM-Devisen umgesetzt hatten, fuhren sie mit dem Bus zur Wilmersdorfer Straße. Dort arbeiteten sie eine lange Einkaufsliste ab, die ihnen Verwandte, Freunde und Nachbarn diktiert hatten, um an die begehrten Westwaren - vor allem neueste Technik und im Osten nicht lieferbare Ersatzteile - zu gelangen.

So kam es letztlich doch noch zum Ost-West-Ausgleich: Die Luxus-Lebensmittel der DDR gingen in den Westen, dafür konnten die beiden alten Leute auch für Königs-Wusterhausen das Einkaufsparadies der Wilmersdorfer Straße zugänglich machen.

DER „PREUSSENMARKT“ ...

(AUSZUG AUS DEM BUCH „TOPFGESCHICHTEN & TAFELBILDER“ VON EWALD SCHÜRMMANN)

Wer ein großes Essen plant, sollte sich nicht mit Notizen auf Einkaufszetteln die Zeit vertreiben. Das tun nur Leute, die sich immer alles merken müssen - aus Furcht, sie könnten sich selbst vergessen oder die Kontrolle über ihre Geldbörse verlieren. Wer aber Gäste zum Essen einlädt, hat schon die erste Maßlosigkeit begangen. Und konsequent ist, wer jetzt nach allem greift, was von schreienden Marktleuten angepriesen wird.



Der „letzte Steuerzahler“, Skulptur von Hugo Lederer 1908, seit 1928 am Eingang zur Preußenallee (Foto: Schürmann)

Übrigens sollten nie Preisvergleiche zwischen Wochen- und Supermärkten angestellt werden. Dort jagt der Käufer an stummen Regalen vorbei, hier fordern die Anpreisungen der Marktleute, ihre vorwitzigen Bemerkungen und Ratschläge oder die kleinen Entspannungspläusche mit Bekannten ihren kleinen Aufpreis.

Am besten ist es, den Markt bei einem ersten Rundgang im Überblick zu mustern. Langsam, aber zügig weiterschlendern, nicht aber den Stoppschritt einnehmen, der bei Museumsgängen üblich ist. Auf dem Markt sollte man zunächst in ständiger Bewegung bleiben, sonst wird man festgehalten. Natürlich kann hier und da freundlich zu bekannten Gesichtern hinübergenickt und kurz begrüßt werden, aber nur mit der Miene, die sagt: Bis später!

Erst sehen, dann kaufen - die Blicke mustern, urteilen und sehen durch die Dinge hindurch. Nachher wird einem dann doch alles aufgeschwatzt.

Schon vorne an den Eingängen stehen die mobilen Currywurst-Wagen und aufklappbaren Hähnchen-Grill-Anhänger, die mit ihren Rauchwolken aus verbrannter Hühnerhaut die Kunden betören.

Die Obstkarren locken mit schräg gestellten Kisten, in denen blankpolierte Äpfel leuchten und Apfelsinen neben blassen Birnen etwas von ihrer kräftigen Farbe hinübergeben. Auf einem Brettertisch ist kunstvoll eine Gemüseparade aufgereiht, bei der die vorderen Reihen mit kräftigen Exemplaren besetzt sind, die die hinteren Schwächlinge verdecken. Die Kartoffelhaufen sehen so aus, als würden sie jeden Moment auseinanderrutschen und den Boden ringsum zu einem Geröllfeld machen.

In den flachen Fischkisten liegen die toten Wassertiere appetitlich zwischen Eisgehäckseln aufgebahrt. Hühner, Enten und Gänse sind Keule an Flügel eng mit nach oben liegenden marzipanweißen Rücken ineinander verschachtelt.

Am Käsestand schwitzen die gelben Vierecke in der Folienpackung unter der Sonnenhitze. Aus einem seitlich halb aufgeschnittenen Wohnwagen reicht ein Fleischer Wurstscheiben zum Probieren heraus. Beim Bäcker kaufen Spätaufsteher vier Brötchen, versierte Hausmänner schleppen Tüten mit zwanzig ab, die sie zu Hause einfrieren und morgens auf dem Toaster aufbacken. Beim Kräuter- und Teestand werden Zehnpfennigbeträge umgesetzt. Beim Gemüsestand wird eifrig Spargel in Tüten gestopft und der höchste Umsatz gemacht. Der Honigverkäufer wiegt sich im grünen Kittel hinter einem goldgelben Gläserturn und lacht stolz seine Kunden an - er ist mit sich und seinen Bienen vollauf zufrieden.

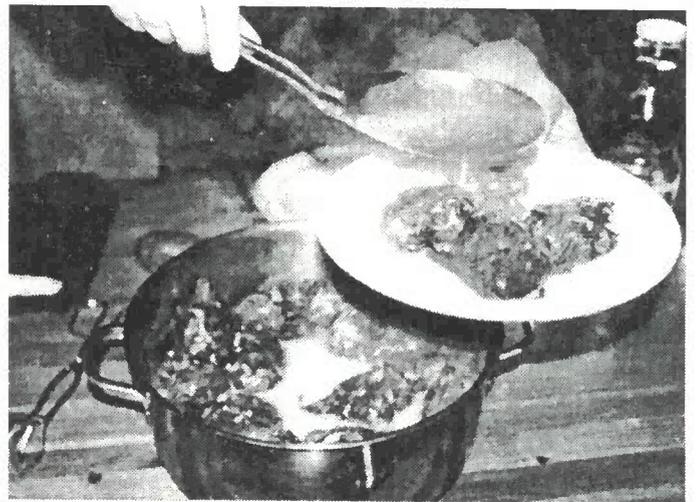
Überall stehen Plastikeimer mit Billigtulpen im Weg, Korbwaren baumeln gefährlich in Kopfhöhe, ein Polizist weist Radfahrer vom Markt, Mütter stoßen ihre Kinderwagen verzweifelt durch die Menge, alte Frauen ziehen quietschende Einkaufswagen, Kinder zerren ihre Eltern zur Pommesbude, ein Sockenverkäufer brüllt einen Scherz zur Kleiderfrau herüber und die Marktaufsicht umschleicht grimmig mustern die Stände.

Die erste Runde haben die Augen gemacht. Die Angebote sind gesichtet, jetzt kann endlich eingekauft und mit den Marktleuten geredet werden.

Zuerst wendet man sich mit Appetit einem halben Hähnchen zu. Schließlich ist ja Einkaufen auch Arbeit und Arbeit braucht Stärkung. Der Hühneronkel ist gutmütig genug, ohne Klagen

den Hundertmarkschein zu wechseln - bei der Eierfrau würde es dagegen nur Gezeter geben. Das Hähnchen ist ohne Knochen im Bauch gelandet, jetzt klebt das Fett an den Fingern, da nützen auch die Servietten nichts.

Bei den Kartoffeln geht ein Streit los: Welche Sorte eignet sich für die Pommes Frites, welche für den Kartoffelsalat? Die teuren empfiehlt der Kartoffelmann, für die billigsten setzt sich eine Hausfrau ein, die aber gar nicht gefragt war. Grundsätzliche Ansichten über Preis- und Qualitätsunterschiede gehen hin und her: „Was teuer ist, muß nicht immer das Beste sein“, philosophiert die Hausfrau. - „Es gibt Kunden, die wollen beim Einkaufen noch verdienen“, meckert der Kartoffelhändler. Aber welche Kartoffeln nun wofür geeignet sind, wird durch diese Preisdebatten auch nicht entschieden. Am besten ist es, die „Neuen Kartoffeln“ zu kaufen: Sie sind für alles geeignet und viel zu teuer für kleinkarierte Preisvergleiche. Noch Zwiebeln, Schalotten und Knoblauch für den Vorrat nötig? Die Marktverkäufer denken für die Kunden mit und sind sehr um den Zustand ihrer Haushalte bekümmert. Da ist nun gleich Gelegenheit, den geräucherten Knoblauch als neueste Geschmacksoffensive anzupreisen. Kritische Nachfragen, was Knoblauch durch Räuchern gewinnt, bringen nichts: Nur beschränkte Leute wollen diskutieren anstatt zu probieren.



Vom Markt in den Kochtopf - Es gibt gefüllte Weinblätter. (Foto: Schürmann)

Die Eierfrau macht ein ehrliches Gesicht. Eierkaufen ist Vertrauenssache und hier wird der Kunde ohne Einschränkung ernstgenommen: Warum einer immer unbedingt die Eier zu dreiunddreißig das Stück, statt zu zweiunddreißig verlangt, ist seine Sache. Und die Eier sind frisch und nicht angeknackst - Hand aufs Herz! Darum werden großzügig fehlende Pfennigbeträge mit gegenseitigem Augenaufschlagen einer nächsten Zahlung gutgeschrieben, dafür bleibt der Kunde treu und schielt nicht zur Konkurrenz.

Vor dem Fischwagen bewahren selbst eilige Käufer Haltung. Das Händlerehepaar eilt in weißen Gummischürzen den Waggengang hin und her. Zwischen Messer, Schere und Waage hantieren flinke Hände im dicken Blutschleim, der zwischendurch in ein Handtuch gerieben wird - alles muß schnell gehen. Ein-

deutige Kaufwünsche, feste Gewichtsangaben und keine hilflosen Nachfragen sind hier erwünscht. Es gilt, den Fisch ohne Umwege nach Hause zu bringen, bald zu salzen und zu säuern und in den Kühlschrank zu legen. Fische sind empfindlich, darum werden sie in dickes Zeitungspapier gepackt. Fische verderben leicht, darum dürfen sie nur an kompetente Köche geraten. Aber die sind verschwiegen, verraten die Rezepte nicht und tätigen ihre Einkäufe so stumm, wie die Fische im Leben und im Tod sind.

Dagegen ist der Gemüsestand eine lärmende Erntebörse. Temperaturschwankungen können zur Hysterie führen und hektische Spekulationen auslösen: Wie lange halten sich noch die Erdbeeren bei dieser Sommerhitze? Unruhig schwanken die Kunden vor dem Stand, drängen die Köpfe nach links und rechts, um jedes Gemüsestück mit den Augen zu prüfen, bevor es in den Tüten verschwindet. Ernteerträge werden diskutiert, Wetterlagen über lange Zeiträume vorhergesagt und Preiskurven mißtrauisch beobachtet. Von einer Woche zur anderen können ganze Gemüsesorten verschwinden und durch andere abgelöst werden - und das trifft den Käufer mit Ratlosigkeit. Aber es wird gerne Rat erteilt. Von allen Seiten kommen Rezeptvorschläge, alte mit Tradition und neue aus Hochglanzmagazinen. Ruhig gibt die Gemüsefrau wertvolle Sachhinweise - sie weiß über ihre Ware Bescheid, über Lagerdauer und Garzeiten.

Die Kaufatmosphäre ist betulich-verquatscht, wobei die Neigung zum Mehrkauf unvermeidbar ist: Mengen werden nie präzisiert, sondern anhand der Kochpläne geschätzt. Während die Marktfrau über volle Gemüseplatten auf überladenen Tafeln phantasiert, wird der Einkaufskorb immer schwerer und die Rechnung länger. Auch bei der Endsumme ziehen die Kunden erschrocken lange Gesichter.

Nebenan schwärmt der Obsthändler über pralle Früchte, die er in zartem Griff mit Kistenträgerkrallen hochhält. Apfelstücke werden nach allen Seiten ausgeteilt und Gewichtsangaben in Gramm großzügig überhört. Bei Obst zählen nur Pfund- und Kilomaße. Der Obsthändler ist von Berufs wegen Optimist: Er redet die Sonne vom Himmel herunter und direkt in seine Früchte hinein. An Regentagen werden seine Apfelsinen zu Botschaftern des Südens, an heißen Sommermittagen versprechen seine Weintrauben frische Kühlung. Seine Ware macht ihn zum Volksredner: Obstessen ist ein geselliger Verzehr, das geht happenweise zwischen Gesprächsfetzen und läßt sich dankbar verteilen.

Der Geflügelfritze dagegen ist nur ein stummer Beobachter, der im umgebauten Wohnwagen hinter hygienischen Glasverschaltungen im weißen Kittel auf die Leute herabsieht. Sein Blick schätzt ab: Huhn oder Ente, Putenrollbraten oder Gans? Das läßt sich an der Kleidung taxieren. Wer über seine Verhältnisse einkaufen will, aber die Preise beklagt, bekommt durch ein Zucken der Mundwinkel mitgeteilt, daß tiefgefrorene Gänse in der Filiale einer Billigläden-Kette auch für die Hälfte der exklusiven Frisch-Preise zu haben sind. Am Geflügelwagen entscheidet sich, wer wirklich Prestige hat oder wer lieber am Essen spart, um mit dem Auto zu protzen.

Zuletzt hat der Korb nur noch Platz für Kleineinkäufe. Petersilie beim alten Mann, der von der Laubenkolonie herüberkommt. Wer sie noch nicht kennt, hört sich seine Kriegsgeschichten an,

die er auf jede Nachfrage erzählt. Glatte und krause Salatsorten oder seltene Kräuter verkaufen die Kleinbauern in der hintersten Marktecke. Sie empfehlen mit missionarischem Eifer gesunde Kräutersaucen, die angeblich die Verdauung fördern, aber dem Geschmack wie bittere Medizin aufstoßen.

Am Ende der Einkaufsserie wird der Käsemann besucht. Hochgestellte Bierflaschenkisten zum Abstellen der Einkaufstaschen laden hier zur letzten Ruhestation ein, bevor die Schlepptour nach Hause losgeht. Über Käse glaubt jeder leicht mitreden zu können - man braucht doch nur mit dem Messer eine Scheibe abzusäbeln ... Doch der Käsemann kämpft zäh gegen den einseitigen Verzehr seiner Ware: Er hält Grundkurse über Lagertemperaturen, Schnitttechniken, Reibe- und Raspelmethoden für die Kochanwendung. Er kann über Käse Vorträge halten, als handelte es sich um das wichtigste Grundnahrungsmittel und er kann Geschmacksrichtungen unterscheiden, die die ganze Bandbreite der Zunge entwickeln. Schließlich hat er noch Rezepte auf Lager, die den Kauf eines gut sortierten Käsepakets rechtfertigen.

Dann, endlich voll bepackt mit Marktware in der Hand und Rat schlägen im Kopf, ächzt der Kunde vom Markt zurück in Richtung Küche.



Es ist angerichtet ... (Foto: Çakir)

BERLIN HOCHGETRÜMMERT

EWALD SCHÜRMAN

Der Trümmerbuckel am Grunewaldrand, das Freizeitareal „Teufelsberg“: Hier ist das eigentliche Zentrum Berlins. Für Touristen gibt es nichts zu sehen, zu essen, zu kaufen - so bleiben sie aus und wir unter uns. Ein monumentales Grab ohne Gedenkstein - jeder weiß Bescheid -, die Trümmerstadt nach dem Krieg ist hier unter einer dünnen Erdschicht versteckt worden. Vorsicht, an manchen Stellen lugen noch Eisenstangen hervor, nicht daran ziehen, es könnten Erinnerungen geweckt werden! Doch der Berg schläft vor sich hin; ob er einmal aufwachen mag und sich recken wird? Dann fallen wohl alle alten Trümmer als neue Trümmer in sich zusammen.



Junghexen auf dem Teufelsberg 1987 (Foto: Schellert)

Langsam tasten sich Menschen nach oben. Alles atmet tief, keucht, lacht, hält sich das Herz, greift in die Seite. Kleinkinder wollen getragen werden; Zögernde blicken zum Parkplatz zurück, da steht ja das Auto, was gibt's denn da oben überhaupt zu sehen? Vier Wege führen hinauf: Ein steiler Treppengang vom zweiten Parkplatz; ein Vierteltreppengang weiter hinten, vorher geht man eine leicht ansteigende Halbschleife um den Berg herum; eine gepflasterte Straße, nur für Streifenwagen befahrbar, aber bevorzugt von Kinderwagen- und Buggyschieber, Radfahrer geben hier unheimlich an; schließlich der direkte Hauruck-Raufgang mit Tuchföhlung zum Trümmerskelett (der beliebteste Weg).

Oben eine platte Erdfläche in zwei Etagen. Es zieht von allen Seiten. Leute halten ihre Drachen in den Wind - das ganze Jahr über, auch zu Weihnachten. Manche haben Luftkampfdrachen, sie reißen mit zwei Schnüren gegen den Wind - oft stürzen die Drachen wie Granaten zu Boden. Doch die Trümmer rühren sich nun doch nicht mehr, nur die umstehenden Menschen weichen mit erschrockenem „Huch“ oder bösem „Eh“ zur Seite.

Modellflieger lassen ihr Spielzeug mit dem Wind Luftartistik treiben; sie stehen hart am Berggrund mit Antennenbauchläden um den Hals und rufen lässig ihre Warnungen den naseweisen Zuschauern herüber: „He Sie, bleiben'se mal zurück, sonst kriegen'se son Ding an Kopp!“. Drachenflieger stürzen sich beherzt in die Tiefe, verfolgt von Hunden, die wütend in die Luft schnappen. Links und rechts oder von hinten keuchen Jogger den Berg hinauf, wieder hinunter.



Dudelsackspieler der Briten anlässlich des Festes der Waldgrundschule zu 750 Jahre Berlin (Foto: Çakir)

Scharfe Hunde werden von ihren Herrchen den steilen Hang hinaufgejagt, ein für Menschen kaum hörbarer Piepston pfeift sie wieder zurück. Manchmal nähert sich einzelnen Spaziergängern ein Mann in Kleidern mit roter Perücke, bis auf dreißig Meter stöckelt er heran, lächelt seinen violetten Lockmund und eilt hastig wieder in's Gebüsch zurück.

In der Sylvesternacht knallen hier oben unter wildem Gegröhle die Sektorkerker; ob Schnee, Eis oder Regen - egal, das neue Jahr beginnt hier. Am Neujahrmorgen joggte hier in früheren Zeiten ein Trupp englischer Soldaten in mittelalterlichen Kostümen und Schlafanzug ähnlicher Verkleidung einen Seitenweg mit Trommeln, Pfeifen und unter dem heiseren Röcheln einer Zapfenstreichfanfare herunter.

Leute grüßen sich überrascht mit Überschwang, dabei haben sie sich erst gestern zuletzt gesehen.

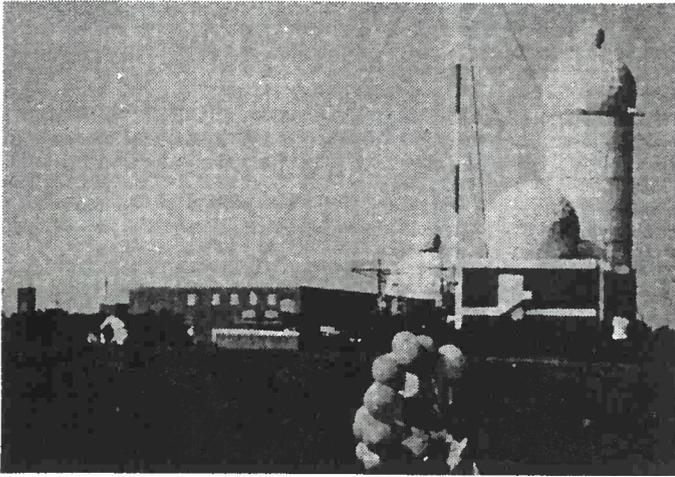
Im Sommer platzt der Parkplatz aus allen Nähten, hinter aufgeklappten Kofferräumen halten Liegen Innenstadtbewohner der Sonne entgegen.

Friedensfreunde spielen mit geweißten Gesichtern auf der Straße zu den amerikanischen Radaranlagen Atomtod: Einer nach dem andern kippt plötzlich um, drei Minuten tot, dann eng umschlungen weitergehen. Skateboard-Jugendliche aus dem entfernten Kreuzberg jagen todesmutig die Seifenkistenstrecke hinunter, mit Schreien „Weg da! Weg da!“ - „Plaaatz!“.

In einer stillen Ecke üben an einem Betonklotz Alpinisten alle theoretischen Varianten des Bergsteigens.



Berlin-Panorama vom Teufelsberg gesehen (Foto: Kuntzsch)



Radarstation, Luftballons im Vordergrund anlässlich des Festes der Waldgrundschule zu 750 Jahre Berlin (Foto: Çakir)

Und wer sich nicht ständig ängstlich nach allen Seiten umdreht, um nicht getreten, gebissen, angefahren oder von oben durch einen Drachen erschlagen zu werden, der riskiert auch einmal einen Blick in die Ferne: „So viel Grün um Berlin herum! Da, das Olympiastadion, da hat Hitler immer und das ganze Volk hat geschrien und heute viel zu groß für den miesen Fußball, der jetzt gespielt wird Dahinten, mitten in die Stadt kann man guken: SFB, ICC -'ne Chromstange! - Funkturm, Gedächtniskirche, Siegessäule, ja sogar der Dom im Osten - hier siehste ganz Berlin ohne Mauer! Und alles so schön weit weg.“

Weiter hinten im Grunewald der Teufelsee: Sommercamp der Szene. Am alten Wasserwerk eine alternative Naturlehranstalt, viele Frösche in künstlichen Teichen gelten hier als Sympathiebeweis und Lohn für die Liebe zur Natur. An der Wiese am Teufelsee herrscht erbarmungsloser Nacktzwang. Wer sich hier bedeckt hält, wird in die nächste Selbsterfahrungsgruppe geschickt. Jeder heißt „He-du“ und Peter ist „d e r Peter“, und immer ein Kommen - „Hallo“ - und Gehen - „Tschüß“.

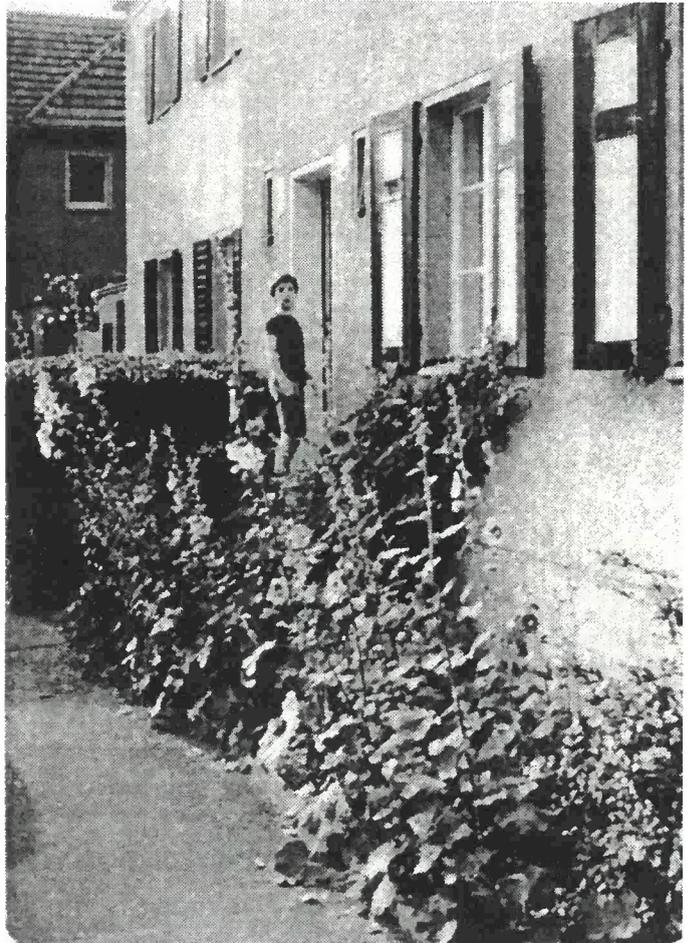
VON SCHWEINEN UND MENSCHEN ...

Die 1. Wildschweinattacke

BRIGITTA KUNTZSCH

Man schrieb das Jahr 1986. Ein wunderschöner Abend neigte sich seinem Ende entgegen. Wie immer ging ich zu dieser Zeit auf die Straße, um meinen Vorgartenblümchen das Abendbrot zu servieren. Wasser, Wasser, nichts als Wasser. Obwohl es nur Wasser war, waren sie dankbar dafür, denn meine im Laufe der Zeit gepflanzten Krokusse, Tulpen, Narzissen und Malven bildeten einen wunderbaren bunten Blument Teppich vor unserem Haus. Oft hörte ich mit großer Freude von den Siedlungsbewohnern den Spruch: „Kommt man bei Ihnen vorbei, fühlt man den Frühling nahen!“ Mit Recht sagten sie das, denn unsere Krokusse stecken ihre vorwitzigen, gelben oder blauen Köpfchen dank der geschützten Lage und der Heizungswärme von unten

schon oft im Februar aus der Erde. Im Sommer ließen sich sogar mehrmals Touristen vor unserem „Malvenwald“ fotografieren, was ich mit Begeisterung wahrnahm, in der stillen Hoffnung, daß vielleicht dieser blühende Vorgarten einmal in einem Journal erscheint mit dem Untertitel: „Auch so etwas kann man in dem Moloch Großstadt finden.“



Die Malven im Jahre 1981 (Foto: Kuntzsch)

Zufrieden zog ich den Wasserschlauch wieder ins Haus und begab mich ins Traumland. Da erschienen wieder Touristen, die sich fotografieren ließen und sagten: „Dieses Foto geben wir an die Zeitung, es ist doch erstaunlich, daß man so einen Malvenwald in dem Großstadt-Moloch Berlin finden kann.“ Ich erwachte, war es nun aufgrund der Begeisterung, die der Traum in mir auslöste, oder wegen des vergnügten Vogelgezwitzers aus dem Garten. Ich hüpfte aus dem Bett, schaute in den Garten, der aufgehenden Sonne entgegen, wandte mich dann um und lief ins Vorderzimmer, um das Fenster zu öffnen und einen Blick in den Vorgarten zu werfen, weil sich ja mein Traum im Traum erfüllt hatte. Ich traute meinen Augen nicht, was ich dort sah! Löcher, Löcher, nichts als Löcher und Erdhügel. Wo war meine Blumenpracht? War es jetzt Wirklichkeit oder nur ein Traum? Schließlich war es ja erst vier Uhr morgens und vielleicht schlief ich ja noch! Ich rannte die Treppe hinunter schon merkend, daß man das ja nur als Schlafwandler machen konnte, der ich Gott sei Dank nicht war, also: War ich doch richtig wach! Ich riß die Haustür auf und alles, was ich von oben gesehen hatte, war echt

und greifbar. Löcher, Löcher, Erde, zertrampelte Malven, kleine Reste von Tulpenzwiebeln! „Wer war das, wer war das,“ rief ich verzweifelt, „wer hat uns das denn angetan? Wo sind meine schönen Blumen?“ Da das damals die erste Attacke der Wildschweine war, glaubte ich eher an einen üblen Streich! Mit verzweifelter Energie und auch Traurigkeit machte ich dann später etwas Ordnung in dem Chaos, auch nicht erfreut darüber, daß die Wildschweine sogar mein Geld mit aufgefressen hatten, denn alles kostet ja Geld. Ergebnis: Kahler, nichtssagender Vorgarten. Mein Traum war zerplatzt. Als ich noch so nachdenklich dastand, überlegend, wie man so etwas in Zukunft verhindern konnte, kam eine entfernt wohnende Mitbewohnerin aus der Siedlung vorbei und sagte zu mir: „Ach herje, die Wildschweine waren also heute nacht nicht nur bei mir, sondern auch hier!“

Die Wildschweinplage

KATHARINA GRAF (9 JAHRE)

Frau Çahir machte wie die anderen Bewohner große Erfahrung über die Wildschweine. Es kam zur großen Plage für die Bewohner. Die Wildschweine drangen fast überall in die Gärten ein. Die Bewohner der Soldauer Allee wollten schon Wildschweinbraten machen. Frau Çahir probierte es mit einer Knallpistole. Eine bis zwei Sauen kamen mit ca. 40 Jungen jeden Abend auf den Soldauer Platz. Nichts konnte sie aufhalten, nicht einmal ein Auto. Viele Leute fütterten die Tiere, uns Bewohnern bekam das nicht gut, weil sie nicht so satt wurden.



„Schwein“, Bleistiftzeichnung von Mara Schellert (12 Jahre), 1996

Wilde Schweinegeschichten

EWALD SCHÜRMMANN

Am Anfang war es noch so harmlos wie im Streichelzoo: Im Winter Mitte der achtziger Jahre ging die Meldung durch die Siedlung, daß regelmäßig eine Stunde vor Mitternacht Wildschweine im Grunewald an der Lötzener Allee auf der Höhe des Frauenburger Pfades zu besichtigen wären. Vor allem sonnenabends pilgerten einige Bewohner mit kleinen Kindern zu nächtlicher Stunde dort hin und fanden aus der Distanz von der anderen Straßenseite die grunzenden Tierchen ganz „süß“ und warfen Kartoffelschalen und Brotreste hinüber. Doch nach kurzer Zeit hielten sich die Waldbewohner gar nicht mehr an die natürlichen Grenzen, sondern zogen gruppenweise durch die Siedlung und ihre Gärten.

Seitdem teilt sich die öffentliche Meinung in der Siedlung in zwei Gruppen: die einen reklamieren den Naturschutz für die bedrohte Kreatur und die anderen reklamieren die Schäden an der Natur in ihren Gärten. Andererseits ist wiederum ein gemeinsamer Gesprächsstoff gegeben, der die Leute zusammenbringt. So unterhalten sich plötzlich an der Straßenecke oder am Altpapiercontainer Nachbarn miteinander, die vorher noch keine Gelegenheit gefunden hatten, sich gegenseitig bekannt zu machen. Dabei kommen die wildesten Geschichten zur Sprache: So hat ein Ehepaar in Abendkleidung auf dem Nachhauseweg vom Konzertbesuch ganze sechzig Stück Wildschweine vor sich auf dem Soldauer Platz gesichtet und sofort einen Umweg genommen. Sogar am Tage soll ein Radfahrer am walddahnen Radweg versucht haben, eine Sau mit der Luftpumpe zu verscheuchen.

Der Anblick eines älteren Herrn in Jeans und weißem Hemd, der im Mondlicht eine Rotte vor sich hertrieb und mit der Schreckschußpistole in die Luft schoß, ist ein Bild, über das schon viel gelacht wurde. Eine andere Pistolengeschichte: als eine Bewohnerin vom Soldauer Platz mit einer Schreckschußpistole eine ganze Wildschwein-Rotte aus ihrem Garten vertrieben hatte, und danach, immer noch mit der Schreckschußpistole in der Hand, vor ihren Garten trat und dabei erbot sich: „Wo seid ihr Schweine?“, bog ein eng umschlungenes Liebespaar um die Ecke, das wohl den Schrecken seines Lebens bekam

Und immer wieder ist von schweren Ebern die Rede, von denen mal einer in schnaufender Kampfeshaltung auf dem Kurländer Platz gesehen wurde oder in hämmerndem Laufschrift auf der Soldauer Allee dahinjagend. Auch von einer Bürgerwehr ist die Rede, die bewaffnet mit Gartengeräten die Spur der starkkriechenden Viecher aufgenommen haben soll. In unbezäunten Gärten wurden sogar bei Tag an die dreißig Schweine gesichtet, die in aller Seelenruhe immer wieder erneut das Erdreich auf Wurzelwerk und Blumenzwiebeln durchwühlten.

Vor allem, wenn das Obst auf den Boden fällt, geht die Plage los, dann helfen nur noch massive und tief eingegrabene Zäune. Aber wehe, wenn ein Gartentor nicht geschlossen wurde - der Fehler wird am nächsten Morgen bezahlt werden müssen....

Interessant sind auch die Theorien, woher die vielen Wildschweine denn nun auf einmal kämen - waren es früher nicht weniger? Hierfür wird das Ende der DDR und die Öffnung der

Grenzen verantwortlich gemacht. Und es sollen auch schon Unterschiede zwischen brandenburgischen, ja sogar polnischen gegenüber Berliner Schweinen ausgemacht worden sein: die einheimischen und an die Stadt gewöhnten würden ganz harmlos sein und mit den Menschen freundlich umgehen, während die aus dem „Osten“ kommenden auch schon mal böse würden und beißen könnten.

Unentschieden ist nach wie vor, wie gegen diese Belästigung vorzugehen ist. Das Forstamt fühlt sich nur für die Tiere im Wald zuständig und schießt ein paar während der Jagdzeit, aber für das Terrain der privaten Gärten sollen die Hausbesitzer aktiv werden. Und die Polizei reagierte nur, als die ersten Wildschweingruppen frühmorgens den Berufsverkehr auf der Heerstraße zu blockieren drohten. Da kam dann auch sofort das Fernsehen und brachte die Sensation in die Nachrichten.



Rotte in der Lötzeener Allee (Sommer 1995) (Foto: Familie Büttner)

Zum Glück spielt sich das alles nur im Sommer ab, während sich die Tiere im Winter tiefer in den Wald zurückziehen. Aber vielleicht wird auch diese Regel einmal durchbrochen oder es kommen sogar neue Gäste - es sollen ja über die zugefrorene Oder die ersten Wölfe in die brandenburgischen Wälder gelangt sein.

ZUM SCHLUß DER ERINNERUNGEN EIN JUBILÄUMSGRUSS VON EINER DER ÄLTESTEN BEWOHNERINNEN

MARGARETE KOSICKI

*Die Siedlung fünfundsiebzig Jahr,
wir find'n das alle wunderbar.
Wir feiern ihr'n Geburtstag heut,
gekommen sind so viele Leut.
Das Alter sieht man ihr nicht an,
schön, daß man sich so halten kann.*

*Wald, Vögel und Natur
erleben wir hier pur.*

*Wir haben schon oft ein Fest gemacht,
bis früh geredet und gelacht,
unterm Mond in lauer Sommernacht.
Denn wir sind Freunde hier,
Mann, Frau und Kind.
Braucht einer Hilfe,
wir helfen geschwind.*

*Früher gabs auch Geschäfte hier,
preiswert und schön.
Heut heißt es, Kilometer geh'n.*

*Trotzdem: ES LEBE DIE SIEDLUNG!
Denn, ob alt oder jung,
sie hält uns in Schwung.*

III. DAS UMFELD DER SIEDLUNG

DIE SCHULEN HEUTE UND GESTERN

Die Wald-Grundschule

HELMUT FISCHER

Die Stadt Charlottenburg entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von einer beschaulichen Residenzstadt zu einem bedeutenden Industriestandort.

Das ungewöhnlich rasche Wachstum der Gemeinde führte zwangsläufig zu einer Ballung von Menschenmassen auf engstem Raum. Mietskasernen mit engen Hinterhöfen und völlig unzureichenden Spielplätzen für Kinder führten besonders bei Kindern und Jugendlichen zu Gesundheitsschädigungen. Blutarme, rachitische, lungenkranke und nervöse junge Patienten gaben der städtischen Verwaltung Anlaß zur Sorge.

Den Stadtverordneten von Charlottenburg wurde im April 1904 eine vom Stadtschulrat Neufert und dem Kinderarzt Prof. Dr. Bendix vorbereitete Schrift „Gründung einer Waldschule für Gemeindeschulkinder“ auf den Tisch gelegt.

Diese Vorlage fand eine sofortige Zustimmung. Durch Beschluß der Stadtverordnetenversammlung vom 15. Juni 1904 konnte nach Bewilligung der einmaligen und laufenden Kosten in Höhe von immerhin 32.000 Mark bereits am 1. August 1904 die Waldschule mit 95 Schülern und Schülerinnen eröffnet werden. Die Schule befand sich anfangs in der Nähe des heutigen Brixplatzes.

Im Jahre 1910 bezog die Schule im „tiefen“ Grunewald den Standort, an dem sie sich noch heute befindet - die Siedlung Heerstraße wurde erst viel später gebaut.

Die Wald-Volksschule war in den ersten Jahren eine „Sommer-schule“, die Schüler besuchten die Schule vom April bis Ende September.



Alter Pavillon der Wald-Volksschule (Foto: Landesbildstelle Berlin)

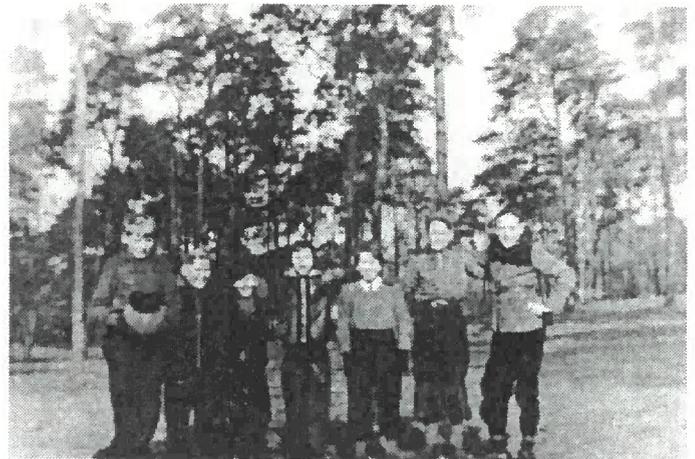
Die Auswahl der Kinder, die die Schule besuchen durften, trafen die Charlottenburger Schulärzte, und das Kollegium setzte sie nach dem Prinzip der Freiwilligkeit zusammen.

Schon im ersten Erfahrungsbericht wurden gute medizinische und erfreuliche pädagogische Erfolge bestätigt und die Ausdehnung des Waldschulbetriebes auf das ganze Jahr angeregt.

Die Waldschulkinder hielten sich von 9.00 bis 18.00 Uhr in der Schule auf. Das ganztägige Zusammensein in der Schule führte zwischen Lehrern und Schülern zu einem besonders innigen Verhältnis. In überlieferten Berichten wird immer wieder auf das prägende Gemeinschaftsleben des Tagesablaufs und der Schulfeiern hingewiesen.

Die Koedukation, an dieser Schule von Beginn an praktiziert, war richtungsweisend für die Zeit.

Das Modell Waldschule gehörte zur Tradition der Reformpädagogik. Sie forderte den lebhaften Wechsel zwischen Arbeit und Spiel, das fröhliche Erarbeiten aller Unterrichtserlebnisse in einer Gemeinschaft, in der die Lehr- und Lernstätte zur Lebensstätte wurde.



6. Klasse auf dem Sportplatz der Waldgrundschule, 1952 (Foto: Kuntzsch)

Die von Charlottenburg ausgehende Waldschulidee fand bald Nachfolgeschulen in Deutschland, Österreich und Dänemark.

Auch nach dem Ersten Weltkrieg blieb die pädagogische Konzeption erhalten. Die Wald-Volksschule wurde Ganztagschule, an der Koedukation - immer noch als Einzelfall - wurde nicht gerüttelt. Über das Leben in der Wald-Volksschule nach dem Machtantritt Hitlers liegen kaum brauchbare Aussagen vor. Im wesentlichen wurde die Waldschulpädagogik nicht gleichgeschaltet. Die vielen Lehrer, die nach Kriegsende den Dienst an ihrer Waldschule wieder beginnen konnten, ohne politisch belastet zu sein, scheint zu bestätigen, daß die Wald-Volksschule auch politisch eine Idylle im Grünen bleiben konnte.

Als eine der ersten Schulen Berlins konnte die Wald-Volksschule, vorübergehend mit der Wald-Oberschule vereinigt, am 6. Juni 1945 den Schulbetrieb teilweise wieder beginnen.

Die Wald-Volksschule begann nicht mehr als Ganztags- und Freiluftschule. Die „alte“ Waldschule war untergegangen und sollte auch in der früheren Form nicht mehr wiederkommen.

Durch die Zerstörung der Eichkamper Schule bekam die Waldschule die Aufgabe, Schüler aus der unmittelbaren Umgebung aufzunehmen. Die Waldschule wurde eine „ganz normale“ Grundschule.

Alle Versuche, die Waldschule wieder zu einer Ganztagschule werden zu lassen, konnten nicht realisiert werden. Aus der Freiluftschule für kränkliche Kinder aus sozial schwachen Bevölkerungsschichten wurde eine Schule für alle. Die Schule ist seit den 70er Jahren begehrt - sie ist es bis heute geblieben.

Die Wald-Oberschule

HELMUT FISCHER

Nachdem im Jahre 1904 auf Beschluß der Stadtverordnetenversammlung eine „Waldschule für Gemeindekinder“ gegründet wurde, die als Wald-Volksschule gesundheitsgefährdete Kinder aufnahm, begannen Überlegungen, eine ähnliche Schule auch für ältere Schüler einzurichten.

Im Jahre 1910 nahm die „Höhere Waldschule für erholungsbedürftige Knaben und Mädchen Im Jagen 81 des Grunewaldes als „Sommerschule“ den Betrieb auf.

Ähnlich wie die Wald-Volksschule bestand die Höhere Waldschule anfangs nur während des Sommerhalbjahres, während des Winterhalbjahres gingen die Schüler wieder in ihre städtischen Stammschulen zurück.

Die langjährige Erfahrung zeigte aber, daß der zweimalige Wechsel zu Ostern und Herbst für höhere Schüler sich nicht bewährte.

Die Kinder - namentlich die Knaben - genügten im Winterhalbjahr nach der Rückkehr in ihre Stammschulen den an sie gestellten Anforderungen nicht. Die Folge war ein ständiger Rückgang der Schülerzahlen - besonders bei den Knaben.

An der Sommerschule wurde 1923 eine selbständige, das ganze Jahr geöffnete Tagesschule geschaffen unter Beibehaltung der Koedukation. Es entstand ein in ganz Deutschland einzigartiger Schultyp, der große Anerkennung gefunden hat.

Mit dem Ausbau der Höheren Waldschule fand die Waldschule ihren eigenen Schwerpunkt.

Das pädagogische Programm der Lebensgemeinschaftsschule wurde hier realisiert: „Die Knaben und Mädchen versammelten sich am Bahnhof Heerstraße und gingen unter Begleitung von zwei Lehrkräften zu Fuß zur Schule (Empfehlung für die heutige Schüler- und Lehrergeneration!).“

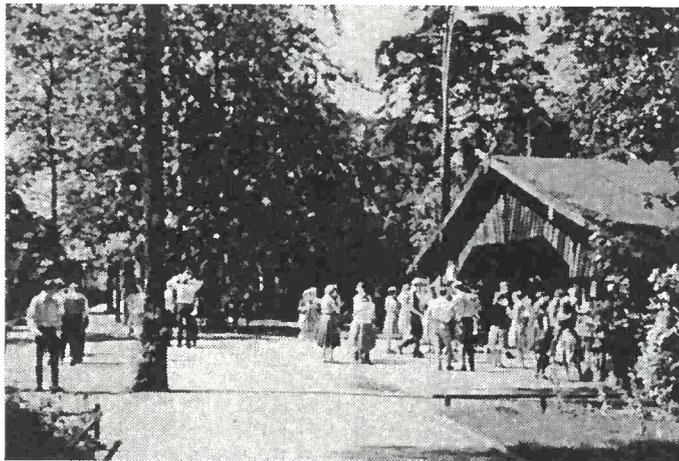


Die Klasse 11m der Wald-Oberschule auf dem „Sommersitz“ 1956
(Foto Kuntzsch)

Nach drei Unterrichtsstunden zu je 40 Minuten wurde das gemeinsame Frühstück eingenommen, nach weiteren Unterrichtsstunden das Mittagessen um 13.45 Uhr. Danach folgte die sogenannte Liegestunde. Nach einer weiteren Mahlzeit - Kakao-pause - hatten die Kinder die Auswahl: Spielen, Sport, Gartenarbeit oder einfach in Ruhe gelassen zu werden. Um 18.00 Uhr erfolgte dann der gemeinsame Weg wieder zur Heerstraße.

Aufgehoben wurde so die in den traditionellen, allgemeinen Schulen vorhandene Trennung zwischen Wissensvermittlung und Charakterbildung.

Die frühere Waldschule wurde zur Oberschule für die Kinder der inzwischen gebauten Siedlungen in Schulnähe und für das bürgerliche Charlottenburg.



Sommer-Eßhalle der Wald-Oberschule 1958 (Foto: Kuntzsch)

Nach 1933 veränderte sich vorerst der Alltag der Waldschule wenig; die veränderten politischen Bedingungen zwangen nicht zur grundlegenden Revision des Waldschulkonzeptes. Das Gemeinschaftsgefühl bot die Möglichkeit der inneren Emigration. Die jüdischen Schüler und eine jüdische Lehrerin wurden vom „Unterricht beurlaubt“ (amtlicher Kommentar aus der damaligen Zeit) - es gibt leider keine verlässlichen Daten mehr.

Für die damals lebenden Waldschüler bildete erst der Kriegsbeginn 1939 die Wende in der Waldschulpädagogik. Ältere Schüler und auch eine größere Anzahl von Lehrern mußten Kriegsdienst leisten. Die nachmittäglichen Freizeitaktionen wurden ersetzt durch den Dienst in den Jugendorganisationen und durch vormilitärische Ausbildung.

Die Waldschulgemeinschaft hörte in den Kriegsjahren auf zu existieren. Der Ort, an dem sich die Schulgemeinschaft gebildet hatte, wurde zum Gelände Bauorganisation Todt (OT).

Die Waldschule wurde 1943 nach Hinterpommern evakuiert. Am Ende des Krieges war das Waldschulgelände ein Trümmerfeld.

Doch schon am 6. Juni wurde ein teilweiser Unterricht wieder aufgenommen; anfangs waren beide Waldschulen unter einer gemeinsamen Leitung. Nur wenige Lehrer der ehemaligen früheren Wald-Oberschule kehrten an ihren alten Arbeitsplatz zurück, die anderen waren im Krieg umgekommen oder als ehemalige NSDAP-Mitglieder pädagogisch nicht mehr tragbar.

Was schon für die Wald-Grundschule gesagt wurde, galt auch für die Wald-Oberschule: das Besondere der Waldschule war im Krieg untergegangen und konnte auch nicht zurückgeholt werden.

Die Wald-Oberschule wurde eine Halbtagsschule und mußte sich dem Durchschnitt der herkömmlichen Gymnasien anpassen.

An die alte Waldschule erinnert nur die letzte Besonderheit: die Parkanlage.

Die Schülerzahl der Wald-Oberschule hat sich im Vergleich zu den 30er Jahren mehr als verdoppelt.

Die Schule ist auch in dieser Zeit mit ihrem Fächerangebot sehr attraktiv. Besonderer Schwerpunkt ist die Informatik. Als erste Schule in Berlin erhielt die Wald-Oberschule eine Computeranlage.

Pläne der Schulverwaltung, hier eine Oberschule mit sportlichem Schwerpunkt einzurichten, wurde von der obersten Dienstbehörde zwar favorisiert, aber letztendlich nicht verwirklicht.

„Neue Gebäude sind entstanden. Es sind feste Bauten; gut gestaltet, modern und zweckmäßig eingerichtet. Hier entsteht eine „neue Waldschule“, schöner und größer. Mit „unserer“ Waldschule wird sie nur noch den Namen gemeinsam haben.“ (1973 Worte eines Ehemaligen, der nach Jahrzehnten seine Schule wiedersah.)

Die Heinz-Galinski-Schule

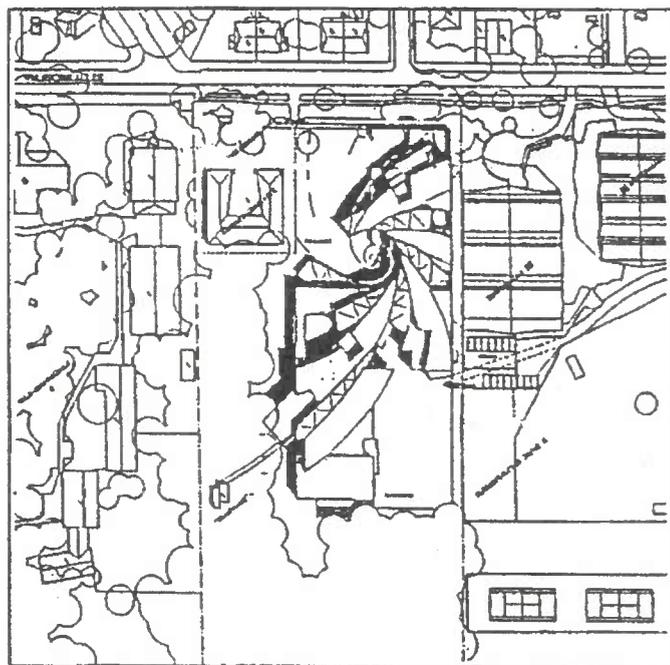
RONIT VERED

Bis zu Beginn des Nationalsozialismus lebten über 173.000 jüdische Bürger in Berlin. Es gab eine Vielzahl jüdischer Grund-, Mittel- und Oberschulen. Nach dem zweiten Weltkrieg und der entsetzlichen Katastrophe der Shoa, des Holocaust, wurde in Berlin erst 1986 erneut eine jüdische Schule mit 25 Kindern eröffnet - die Grundschule der Jüdischen Gemeinde zu Berlin.

Der Senat von Berlin und der Bezirk Charlottenburg stellten für den Beginn dieser Schule die Räume einer ehemaligen Sonderschule in der Bleibtreustraße zur Verfügung. Schon bald reichten diese, trotz zusätzlich aufgebauter Schulcontainer, nicht aus. Daher beschloß der Senat von Berlin, im Einvernehmen mit der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, die Ausschreibung eines Neubaus. Der Bezirk Charlottenburg stellte dankenswerterweise ein für eine Schule ausgewiesenes Gelände in der Waldschulallee 73 - 75 zur Verfügung.

1990 wurde in einem offenen Wettbewerb, an dem sich 83 Architekten beteiligten, von der Jury, unter dem Vorsitz des Präsidenten der Berliner Architektenkammer Cornelius Hertling, dem Entwurf des israelischen Architekten Zvi Hecker der erste Preis zugesprochen. Seine miteinander verbundenen Pavillons, die um einen Eingangshof gegliedert sind, wie Blütenblätter um einen Blütenkelch, überzeugte das Preisgericht durch seine hohe Individualität und dennoch gelungene Einbindung in den besonderen Charakter der Umgebung. Im Juli 1992 erfolgte die Grundsteinlegung und im September 1995 die Einweihung der Schule, die den Namen des langjährigen Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde zu Berlin - Dr.h.c. Heinz Galinski - trägt.

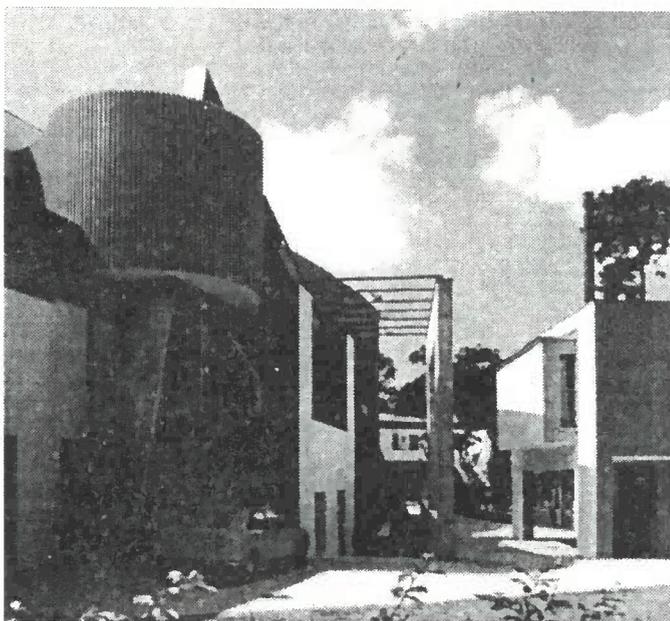
Die Heinz-Galinski-Schule ist eine staatlich anerkannte Konfessionsschule. Sie ist als Grundschule mit integriertem Hortbereich konzipiert und betreut ganztägig die Schüler von der Vorschule bis zur sechsten Klasse. Sie kann etwa 360 Schüler aufnehmen und ist mit einer Aula, Klassen-, Fach- und Freizeiträumen, einem Talmud-Thora-Bereich, Sporthalle und einer koscheren, dem jüdischen Speiseritual entsprechenden Küche und Speiseraum ausgestattet. Schulträger ist die Gemeinde zu Berlin.



Lageplan der Jüdischen Grundschule, Architekt Zvi Hecker

Das Kollegium der Schule setzt sich aus jüdischen und nichtjüdischen Lehrern und Erziehern zusammen. Jüdische und nichtjüdische Kinder besuchen diese Schule gemeinsam. Sie kommen aus vielen Bezirken Berlins. Auch viele Kinder aus Familien, die neu zugewandert sind, werden verständnisvoll integriert.

Durch jüdische Religionsformen und Gebräuche lernen die Kinder das ihnen Gemeinsame und das sie Unterscheidende kennen. Sie lernen miteinander und voneinander und können sich ihrer eigenen Identität bewußt werden. Diese Schule hat eine identitätsbildende Verantwortung. Sie ist mit ihrem ganzheitlichen Ansatz des Bildungsprozesses in die Jüdische Gemeinde, in die Berliner Schule, in Politik und Gesellschaft integriert.



Die Heinz-Galinski-Schule an der Waldschulallee 1996 (Foto Kuntzsch)

Die Private Waldschule

Kaliski (eine private jüdische Schule)

HELMUT FISCHER

Beeinflusst von dem Unterrichtsprinzip der beiden Waldschulen an der Waldschulallee: Koedukation, naturnaher Freiluftunterricht - beschloß 1931 die stellungslose Lehrerin Lotte Kaliski, aus einer jüdischen Bürgerfamilie aus Breslau, selbst eine Waldschule zu gründen.

Nach der Klärung der finanziellen Probleme durch Verwandte und Freunde war bei der Lösung der Schulraumfrage der Zufall hilfreich.

1930 hatte der SCC im Eichkamp eine neue Platzanlage bezogen: ein Stadion mit einem dreigeschossigen Clubhaus unterhalb der Tribüne mit Umkleide- und Verwaltungsgebäuden, einer Gymnastikhalle und einer Gaststätte. Die Weltwirtschaftskrise stürzte den Verein in eine schwere finanzielle Krise.

Der Verein war daher froh, daß Lotte Kaliski bereit war, einige Räume des Stadions zu mieten, um dort eine kleine Schule mit vorerst drei Klassen einzurichten.

Im Januar 1932 erschienen in der Berliner Presse folgende Anzeigen, die hier im Auszug zitiert werden:

Waldschule Eichkamp
für Knaben und Mädchen
ab Sexta nach den amtlichen Lehrplänen
Tagesinternat 9 - 18 Uhr
Schulgeld und Verpflegung je 30,- M monatlich
Gymnastik, Duschen, Höhensonne, Liegeterrasse
Individuelle Behandlung
Leiterin: Lotte Kaliski
staatlich geprüfte Lehrerin (Akademikerin)
Anmeldung für Ostern 1932

Schon im April 1932 konnte am Tribünenhaus neben dem Eingang zum rechten Treppenhaus ein Schild angebracht werden:

Waldschule Kaliski
Klassen ab Sexta
Knaben / Mädchen
Tagesinternat

Am 7. April 1932 wurde die Schule mit 26 Schülern in drei Klassen eröffnet.

Der SCC setzte in seine Vereinsschrift eine Notiz: „Waldschule im Clubgelände. Mit dem 1. April ist die Waldschule von Frau Kaliski in das Clubhaus eingezogen. Wir richten an alle Mitglieder die Bitte, durch Ruhe und entsprechendes Verhalten auf die Interessen der Waldschule während der Schulstunden gebührende Rücksicht nehmen zu wollen.“

Zu wesentlichen Reibereien zwischen Schülern und Sportlern scheint es nicht gekommen zu sein.

Das anfangs gute Verhältnis zwischen der Schule und dem SCC sollte sich aber nach der Machtübernahme durch die Nazis im Jahre 1933 ändern.

Im Herbst 1933 mußte der SCC aus wirtschaftlichen Gründen das Stadion und die Clubanlagen an die Stadt Berlin vermieten. Die Stadt Berlin erklärte im Oktober 1933 das Mietverhältnis mit der Privaten Waldschule für beendet.

Im Clubgelände wurden mehrere Klassen des Mommsen-Gymnasiums untergebracht.

Die Private Waldschule fand eine neue Bleibe in der Delbrückstraße in Grunewald, bis sie dann im Frühjahr 1939 durch die damaligen Machthaber verboten wurde.

Das Mommsen-Gymnasium

HELMUT FISCHER

Anfang der 30er Jahre kam, neben den beiden Waldschulen und der Eichkamper Volksschule das Mommsen-Gymnasium in die unmittelbare Nähe der Heerstraßen-Siedlung.

Ursprünglich befand sich diese Schule in der Wormser Straße und erhielt ihren Namen nach dem Nobelpreisträger Prof. Mommsen. Allerdings war nach wenigen Jahren bereits ein erheblicher Schülerrückgang zu verzeichnen, so daß über Jahre hinweg an eine Auflösung gedacht werden mußte.

Bereits 1914 erklärte der Magistrat der damals noch selbständigen Stadt Charlottenburg, „die Schule allmählich eingehen zu lassen“.

Krieg und Nachkrieg verhinderten vorerst das Vorhaben, aber im März 1931 schien das Ende gekommen zu sein - die noch vorhandenen Klassen wurden auf drei Schulen im Charlottenburger Westend verteilt - wenn auch noch unter dem Namen „Mommsen-Gymnasium“.

Sehr bald aber wurden die verstreuten Klassen wieder vereinigt - im Tribünengebäude des SCC am Mommsenstadion. Der vorübergehend in wirtschaftliche Schwierigkeiten geratene Sportverein überließ einen Teil der Räume der Schule.

Mitte der 30er Jahre wurden eigene Schulgebäude auf dem Gelände des heutigen Internationalen Studentenwohnheimes an der Harbig-Straße erbaut.

Die 1945 untergegangene Schule muß nach Aussagen ehemaliger Schüler und nach der Auswertung noch vorhandener schriftlicher Unterlagen eindeutig als „nationalsozialistisch“ betrachtet werden.

Am 30.1.1936 wurde im Mommsen-Gymnasium eine bronzene Hitler-Büste „geweiht“ und der Schule als erster Lehranstalt im Westteil Charlottenburgs die „Hitler-Jugendfahne“ verliehen.

Auszug aus der Chronik 1934 - 1935: „Wir haben uns mit Erfolg bemüht, die Jungen hart zu machen, die Jungen zu Ordnung und zu Disziplin zu erziehen und sie zur Jugend Adolf Hitlers zu machen.“ (Worte des damaligen Direktors, Worte die keines Kommentars bedürfen.)

Die Uniform spielte in dieser Schule eine besondere Rolle; üblich war ein blauer Trainingsanzug, darunter eine grüne Turnhose und ein weißes Turnhemd. Ansonsten erschienen die meisten Lehrer und Schüler in den üblichen NS-Uniformen. Sport als Teil der vormilitärischen Ausbildung hatte einen hohen Stellenwert.

Der damalige Leiter der Schule, ein überzeugter Nazi, war entschlossen, aus dem Mommsen-Gymnasium eine NS-Musteranstalt (siehe oben) zu machen.

Hierzu ein Auszug aus der Schulchronik 1935 - 1936: „Die letzten jüdischen Schüler sind heute abgewandert“. (Diese zynische

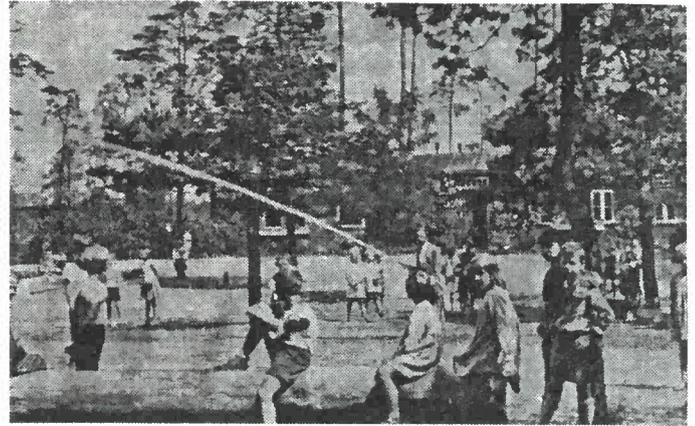
Bemerkung „abgewandert“ wird hier nicht näher erläutert.)
Im letzten Weltkrieg wurden die Schulgebäude größtenteils zerstört. Zwei Bauten sind in die Baulichkeiten des Internationalen Studentenheims Eichkamp einbezogen.
(Der Verfasser war 36 Jahre lang leidenschaftlicher „Waldschüler“. Er ist es noch heute.)

Die 16. Volksschule in der Waldschulallee (Eichkamp)

GISELA FIEDLER

Im Jahre 1926 wurde in Eichkamp die 16. Volksschule eröffnet. Es handelte sich um eine 4-klassige Barackenschule. Für die kleinen Schulkinder aus den Siedlungen Eichkamp und Heerstraße war diese Einrichtung äußerst wichtig: Es entfielen nämlich damit die weiten Schulwege, einerseits nach Grunewald (Delbrückstraße), andererseits nach Westend (Leistikowstraße). Da die 1904 gebaute Wald-Volksschule in der Waldschulallee nur kränklichen Kindern aus Charlottenburg vorbehalten war, war der Neubau in Eichkamp eine glückliche Lösung.

Am schönsten war sicherlich die Lage auf einer Anhöhe im Walde am Rande der Waldschulallee. Die Holzbaracken waren im Sommer von Rosen berankt! Bei gutem Wetter fand der Unterricht im Freien statt.



Pausenhof 16. Volksschule Waldschulallee/Lärchenweg (Foto: Sammlung Fiedler)

Wenn die Unterrichtsstunde zu Ende war, ging der Schuldiener, Herr Domke, mit einer Handglocke über den Hof und läutete die Pause ein. Die Kinder stürmten auf den Schulhof, um sich an Kletterstangen und auf Baumstämmen auszutoben.

Im Winter gingen wir mit dem Schlitten zur Schule. So manche „Turnstunde“ verbrachten wir im Grunewald mit Rodeln oder auf dem Hundekehleensee mit Schlittschuhen. Wenn wir dann durchgefroren wieder in der Schule ankamen, bullerte das Feuer in den eisernen Öfen, die Herr Domke den ganzen Tag über betreute.



Die Klasse von Frä. Anders 1932 Foto: (Sammlung Fiedler)

Das Sommerfest war in jedem Jahr der Höhepunkt des Schullebens. Die Klassen bereiteten sich mit Theaterstücken, Liedern, Gedichten und Tänzen vor, während die Eltern Kuchen und Getränke beisteuerten.

Die enge Zusammenarbeit zwischen der Elternschaft und dem kleinen Lehrkörper, der aus 2 Lehrerinnen, 2 Lehrern und dem Rektor Jungk bestand, war öfter zu beobachten.

So wurde z.B. ein wunderschöner riesengroßer Steingarten mit Hilfe der Eltern angelegt, was auf dem ehemaligen Waldboden kein leichtes Unterfangen war.

Auch bei einer 3-Tage-Fahrt, die wir im 4. Schuljahr unternahmen, um das damals neue Schiffshebewerk in Niederfinow, Kloster Chorin und den Werbellinsee kennenzulernen, waren Eltern zur Unterstützung dabei.

Sehr gefördert wurde schulischerseits die musikalische Erziehung. Die Eltern wurden angeregt, ihren Kindern Blockflöten zu schenken. Frä. Anders, eine der Lehrerinnen, nähte die Flötenbeutel dazu und verschenkte diese jeweils am Geburtstag des Kindes. So kam im Laufe des Schuljahres eine stattliche Flötengruppe zusammen.

Auf Elternabenden wurde für das offene Volksliedsingen gewonnen, das Prof. Fritz Jöde angeregt hatte, der übrigens in der Soldauer Allee 19 wohnte. Ich kann mich gut an die Singstunde erinnern, die einmal in der Woche nachmittags stattfand. Während eine Kindergruppe mit Herrn Heder sang, wurde eine Blockflötengruppe von Herrn Seidler betreut. Zuweilen taten sich beide Gruppen zusammen. Dann saßen wir an schönen Sommernachmittagen auf der Anhöhe vor der Schule im Gras und sangen und spielten all die schönen Volkslieder, die uns durch das Leben begleitet haben.

Diese und manche andere Erinnerung zeugen von einer kindgerechten Schulzeit, die prägend für das ganze Leben war.

Im Jahre 1943 wurde die Schule durch eine Luftmine völlig zerstört. Sie wurde auch nicht wieder aufgebaut, da die Kinder der beiden Siedlungen nun in der Wald-Grundschule beschult werden konnten.

Auf dem selben Gelände in Eichkamp befinden sich heute die Ernst-Adolf-Eschke-Schule, die Helen-Keller-Schule sowie die Reinfelderschule.

DIE WALD-SCHULEN - 14 JAHRE ALS ELTERNVERTRETERIN

GABRIELE SCHELLERT

Die Entscheidung unsere Tochter Laura, an die Wald-Grundschule zu schicken, fiel schon zu Beginn ihrer Kindergartenzeit. Ein Sonntagsspaziergang durch die schöne Siedlung Heerstraße und am Gelände der beiden Waldschulen vorbei machte uns die Entscheidung leicht: unser Kind soll von der Vorschule an auf diese schöne Schule.

Damit der Schulweg auch zu Fuß erledigt werden konnte, suchten wir gleichzeitig ein Haus für unsere große Familie mit 3 Kindern, Hund, Katze, Meerschweinchen und Hasen. Unser Wunsch ging in Erfüllung. Vom Vorschuljahr bis zum Abitur

habe ich die Entwicklung der beiden Schulen als Elternsprecher miterlebt. Vom 1.Tag an war auch ich von der Schule angetan. Das Gelände der Schule ist für eine Stadtschule traumhaft. Es hätte nur noch die Waldorfpädagogik gefehlt.

Die Schüler in den kleinen übersichtlichen Gebäuden haben für die Pausen ein riesiges Waldgelände zur Verfügung. Die Nachmittagsbetreuung, die damals eine Besonderheit war, hat sich von einer überschaubaren Klassengröße auf mehrere hundert Schüler erweitert. Die damalige Betreuungsperson wußte immer, wo jeder Schüler auf dem Gelände gerade steckte. Oft war selbst der Rektor, Herr Fischer, am Nachmittag zu sehen. Unser „König von Eichkamp“ war in seiner Schule allgegenwärtig. Er hatte alles wunderbar im Griff und „seine Wald-Schule“ war über die Grenzen Charlottenburgs bekannt und beliebt. Die Zusammenarbeit mit mir als Gesamtelternsprecherin war äußerst positiv. Wir Eltern haben gemeinsam mit ihm, den Lehrern und Schülern viele schöne Erfahrungen machen können.

Engagierte Eltern haben in Wochenendarbeit einen Abenteuer-spielplatz gebaut. Am Martinstag zogen die kleinen Waldschüler mit ihren Laternen durch die Siedlung. Wir haben tolle Feste gefeiert und durch Trödelmärkte soziale Einrichtungen unterstützt. Für Kinder in Vietnam haben wir Spielzeug verkauft und so konnten wir einen großen Scheck an Herrn Mudra (ehemaliger Volksbildungsstadtrat) übergeben. Spontan spendeten die Kinder und Eltern noch das restliche Spielzeug, so daß wir ein Aussiedlerheim in Spandau damit überraschen konnten. Die Wald-Grundschule ging durch die Presse und alle hilfsbereiten Eltern und Kinder waren stolz auf ihre Schule.

Wir pflegten Kontakte mit amerikanischen Schülern und trafen uns wechselseitig an den Schulen. Bäume wurden gepflanzt, um den Charakter des Geländes zu erhalten. Ein danach gebildeter Freundeskreis unterstützt noch heute die Schulen in dieser finanzschwachen Zeit.



Baupflanzaktion in der Wald-Grundschule 1988, v.l.n.r. Frau Breitenkreuz, Volksbildungsstadtrat Mudra, die Gesamt-Elternvertreterin Frau Schellert und Herr Fischer (Fotobestand Schellert)

Natürlich passierte noch vieles mehr. Vor 5 Jahren haben wir mit einem großen Sommerfest - Fischer-Fest - unseren Rektor Helmut Fischer verabschiedet. Eine Ära ging zu Ende. Inzwischen

ist die Grundschule durch mobile Klassenräume vergrößert worden. Am Ende der Schulzeit meiner Kinder kamen schon mehr Schüler aus anderen Bezirken, als aus unserer Siedlung in die jeweiligen Klassen.



Die Bezirke von Berlin - Schülerinnen und Schüler der Waldgrundschule anlässlich der Aktivitäten zur 750-Jahr-Feier in der Aula der Wald-Oberschule (Foto: Çakir)

Für mich als Elternsprecherin kam der Übergang unserer Tochter auf die Wald-Oberschule. Bis heute bin ich auch dort Elternvertreterin und Mitglied im Freundeskreis. Der Traum von einem kurzen Schulweg und das wunderbare Gelände macht dieses Gymnasium neben dem sportlichen und neusprachlichen Schwerpunkt attraktiv. Es gab viele schöne Stunden und viele strapazierte Nerven. Doch unserer Tochter gefiel es immer sehr gut auf dieser Schule.

Erfreulich war das soziale Engagement der meisten Schüler, die sich oftmals gegen die verschiedenen Kräfte durchsetzen mußten. Aber es gab immer wieder Unterstützung von engagierten und beliebten Lehrern. Für Rußland wurde auf einem Weihnachtsbasar Geld gesammelt, Obdachlose bekamen nagelneue Schuhe und vieles mehr.

Der Abschluß an den Waldschulen war für Laura und für mich als Elternvertreterin die diesjährige Abiturfeier, die von hohem Niveau war und mich mit allem, was vorher nicht so optimal lief, wieder versöhnt hat. Durch die Schulen in unserer Siedlung, sprich durch unsere Kinder, haben wir in diesem abgeschlossenen Wohngebiet viele Freunde gefunden, so daß wir uns hier rundum wohl fühlen.

DIE GEMEINDEN DER SIEDLUNG

Vom Gemeindebereich Heerstrasse zur Friedensgemeinde an der Heerstrasse

PETER BEHREND

Die Anfänge: Suin de Boutemard

Mit dem 1. Juli 1919 konstituierte sich diese neue Gemeinde in Charlottenburg als „Tochter“ der Epiphaniengemeinde. Pfarrer Suin de Boutemard wurde beauftragt, im Gebiet der Siedlung Heerstraße die Gemeindegliederung aufzubauen. Die Besiedlung beiderseits der Heerstraße begann in diesen Jahren festere Gestalt

anzunehmen, die dichte Bebauung endete damals am Reichskanzlerplatz, dem heutigen Theodor-Heuss-Platz. Nun sollte auch der Charlottenburger Westrand bebaut werden.

Regelmäßige Treffen evangelischer Gemeindeglieder fanden zunächst in Häusern einzelner Gemeindeglieder statt, bis dann am 14. Oktober 1923 der erste Gottesdienst für das entstehende Gemeindegebiet in der Waldschule, die bereits seit 1911 bestand, gehalten wurde.

Suin de Boutemard verunglückte mit seiner Gattin im Jahre 1927 und wurde unter großer Beteiligung der schon bestehenden Gemeinde im November 1927 auf dem Waldfriedhof Heerstraße zu Grabe getragen.

Neubau der Kirche

1925 konnte das Haus des Bildhauers Wandschneider in der Tannenbergallee 6 erworben werden, und das Atelier des Künstlers wurde zu einer Kapelle umgebaut. Auch damals gab es große Finanzierungsprobleme, und die Kosten überstiegen die Ansätze, Hypotheken mußten aufgenommen und nach anderen Finanzierungsmöglichkeiten gesucht werden. Seit 1928 bestanden Pläne für einen Kirchbau neben dem in jenen Jahren errichteten Pfarrhaus Kranzallee 13.

Dennoch blieb man beim Kirchbau in der Tannenbergallee 6, wo das ursprüngliche Bildhaueratelier nun zur Kirche umgebaut und am 9. Oktober 1932 eingeweiht wurde. Der Bau war nach den Plänen des Architekten Fangmeyer durch Baumeister Markowska und die künstlerische Ausgestaltung der Innenräume durch Prof. Harold Bengel ausgeführt worden.

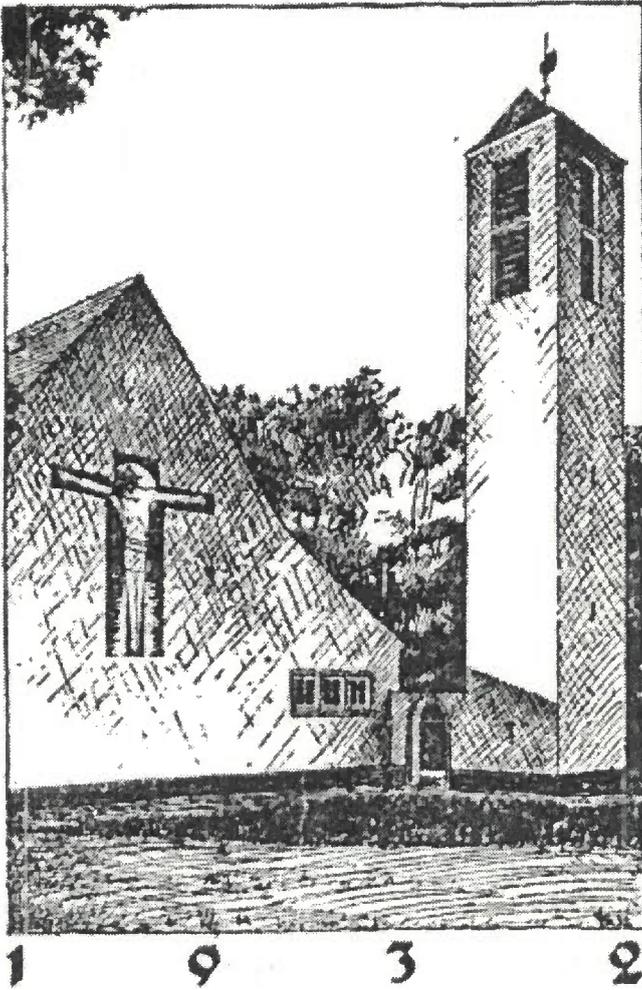
Ernst Gürtler

Nachfolger Suin de Boutemards wurde Ernst Gürtler, der infolge verschiedener kirchenpolitischer Querelen erst am 7. Oktober 1929 in sein Amt eingeführt werden konnte, der zu dieser Zeit das gerade fertiggestellte Haus in der Kranzallee 13 bezog und dann 20 Jahre bis zu seinem Unfalltod am Scholzplatz der Gemeinde diente. Ernst Gürtler hat sich im Hause Kranzallee 13 wie alle seine Nachfolger auch sehr wohl gefühlt. Er war kirchenpolitisch neutral, obwohl auch in der Friedensgemeinde ein Teil des Gemeindegliederates zu den Deutschen Christen tendierte. Trotz unterschiedlicher Positionen gelang es immer wieder, das die Gegensätze Überbrückende überwiegen zu lassen und sachliche Arbeit zu leisten. Der Tod von Pfarrer Gürtler war für die Gemeinde ein schwerer Verlust, zumal sich Gürtler im Kriege als ein mutiger Mann erwiesen hatte, Kinder aus jüdisch-arisch-gemischten Ehen - die nicht getauft werden durften - getauft hat, besonders zu Zeiten des Luftalarms, da man da vor der Gestapo relativ sicher war; er warnte gefährdete Gemeindeglieder - wie ich aus Eichkamp weiß - und wurde im Zuge der Folgemaßnahmen des 20. Juli 1944 wie seine Amtsschwester auch mehrfach von der Gestapo vernommen.

Gertrud Frischmuth

Gertrud Frischmuth, deren Vater am Stendelweg in Ruhleben ein Haus gebaut hatte, wohnte in diesem Teil der Gemeinde. Ursprünglich hatte sie ein Pädagogikstudium absolviert, als es aber 1926 per Kirchengesetz ermöglicht wurde, daß Frauen im

begrenzten Rahmen im Gemeindedienst tätig werden konnten, studierte sie Theologie, machte ihren Licenziaten - wie der theologische Doktor damals in Preußen genannt wurde. Beginnend mit der Kindergottesdienstarbeit 1930 wurde sie 1933 Vikarin und 1936 von Gerhard Jacobi ordiniert - eindeutig als zugehörig zum Pfarrernotbund ausgewiesen, der späteren Bekennenden Kirche. Obwohl Gürtler keiner kirchenpolitischen Gruppierung angehörte, verstanden sich beide gut und leisteten gemeinsam eine erfolgreiche Arbeit.



Nordfront der Kirche Tannenbergallee 6, Skizze des Architekten Fangmeyer

Frau Dr. Frischmuth hat 40 Jahre in der Gemeinde gewirkt, und auch nach Eintritt in den Ruhestand 1973 stand sie viele Jahre als berufenes Mitglied im Gemeindegemeinderat und in der Gemeindegemeindearbeit zur Verfügung.

Der Krieg mit allen Folgen betraf auch unsere Gemeinde. An der Eisenbahnbrücke Heerstraße wurde heftig gekämpft, die Kirche war erst wieder 1948 benutzbar. Gottesdienst fand in jenen Jahren im Raussendorf-Stift statt. Das erhalten gebliebene Gemeindehaus Eichkamp war Sammelpunkt für Arbeitseinsätze der Frauen, und viele Häuser waren zerstört, Nissenhütten standen als Notquartiere auf vielen Grundstücken. Sonntag für Sonntag entfaltete sich gottesdienstliches Leben in den einzelnen Ge-

meindeteilen, Kindergottesdienst, Bibelstunden und Frauenhilfe, Fahrten in die Umgebung (bis 1952 noch möglich), und Woche für Woche versah Frau Dr. Frischmuth auch noch den Pfarrdienst in der Klinik Pulsstraße, taufte Kinder und begleitete die Kranken.

Günther Keusch

Nachfolger für Pfarrer Gürtler wurde Günther Keusch, der hier zehn Jahre wirkte. In seine Zeit fällt der Bau des Kindergartens in Eichkamp. Königsberger Schwestern, ausgebildet als Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen, wie die Berufsbezeichnungen damals lauteten, vertrieben aus Ostpreußen, fanden an der Rehwiese in Nikolassee ein Domizil für ihr Mutterhaus. Schwester Marta begann mit dem Kindergarten und auch mit dem Aufbau von Kinderkreisen zunächst im Pfarrhaus Kranzallee 13, wo sie damals wohnte. Später ging der Kindergarten nach Eichkamp zunächst ins Gemeindehaus, und dann wurde ein Neubau in bescheidenem Umfang mit den Mitteln jener Zeit errichtet, unser heutiger Kindergarten am Maikäferpfad, Schwester Erika kam 1953 hinzu, später war sie nach Martas Tod bis 1992 Leiterin. Beide waren eine Institution, durch geistliches Gestalten und Seelsorge, die vielen Kindern, aber auch besonders den Müttern und Vätern zu Gute kam.

Alexander Nikolitsch

Von 1959 bis zu seiner Pensionierung wirkte neben Frau Dr. Frischmuth Dr. Alexander Nikolitsch als Pfarrer in unserer Gemeinde. Er verstarb leider wenige Monate nach seinem Eintritt in den Ruhestand im 68. Lebensjahr. Besonders die Wortverkündigung lag ihm am Herzen, er wußte sich in der Gemeinde geborgen und durch Fürbitten gestützt. Wie oft rief er mich an Sonnabenden an, und ich wußte stets, welche Frage nach dem Gruß kam: „Worüber predigen Sie morgen?“ Er arbeitete 23 Jahre in unserer Gemeinde, auf seine Veranlassung wurde der Name Heerstraße zu Friedensgemeinde an der Heerstraße, ein besonderes Zeichen an dieser für unsere Stadt so geschichtsträchtigen Straße. Das Evangelium richtete er, ohne innere Grenzen zu verändern, bei großer gedanklicher Weite, an seinen zahlreichen Hörern aus. Er wollte pastor fidelis animarum fidelium sein, wie es zu seinem 50. Geburtstag in unserem Charlottenburger Kirchenblatt hieß.

In seiner Zeit in Verbindung mit Frau Dr. Frischmuth wurde in besonders herzlicher Weise die Verbindung zur katholischen Heilig-Geist-Gemeinde gepflegt. Alexander Nikolitsch und Pater Koitka waren einander freundschaftlich verbunden, manche Reise nach Israel unternahmen beide Gemeinden zusammen. Selbstverständlich war die Teilnahme der jeweils anderen Konfession an wesentlichen Ereignissen beider Gemeinden, das Verbindende über alle Grenzen hinweg war öffentlich.

Von Christoph Rhein bis zur Gegenwart

Nachfolger von Dr. Alexander Nikolitsch wurde 1982 Dr. Rhein, der vorher Superintendent in Kreuzberg und später Oberkonsistorialrat war. Er brachte neue Konzeptionen in die Gemeindearbeit mit ein, die Kinderbibelwoche wurde eingeführt, beson-

ders lag ihm die Verbindung zu allen Mitarbeitern am Herzen, und auch die Konzeption für den Neubau auf dem Grundstück Tannenbergallee 2 - 4 geht auf seine Gedankengänge zurück.

Damit sind wir bei den Aufgaben unserer Tage. Nachfolger von Dr. Rhein wurde 1992 das Ehepaar Kennert, das sich die Pfarrstelle teilt.

Die Katholische Heilig Geist Gemeinde

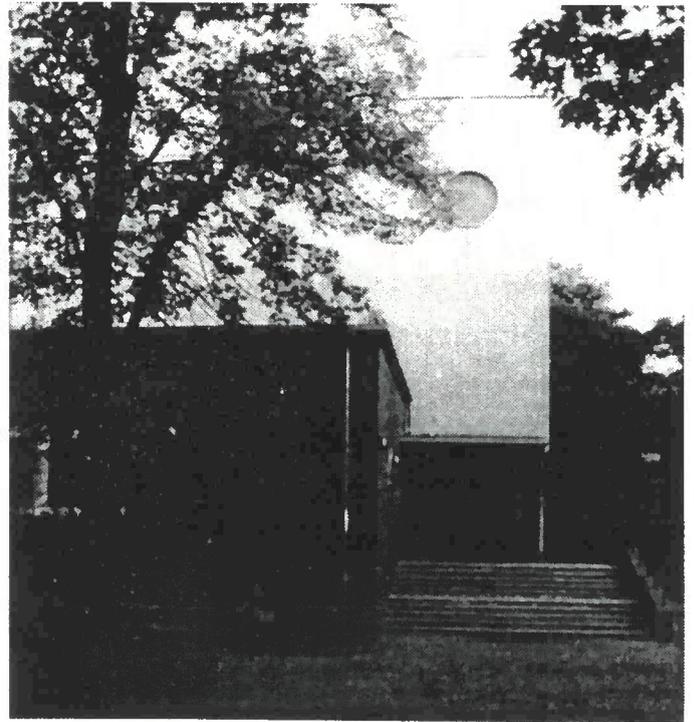
HUBERT SCHÖNING

Die Siedlung Heerstraße und die katholische Heilig Geist Gemeinde sind gleich alt bis auf wenige Monate. Sie verdanken sich der Stadt Berlin als Reichshauptstadt, die in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg Menschen anzog, die hier wohnen wollten.

Anfangs, bevor die Pfarrkirche in der Bayernallee 28 gebaut wurde, war die kleine Kapelle im Altenheim der Grauen Schwestern in der Nußbaumallee 39 die Versammlungsstätte. Der Zugschnitt der Hl. Geist Gemeinde im Bezirk Westend war aber noch so beengt, daß die Leitung der Steyler Missionare von einem totgeborenen Kind sprach, um ihren Aufgabenbereich in Berlin irgendwo nach Karlshorst zu verlegen. In diesem Augenblick trat der Pfarrer der Herz-Jesu-Gemeinde am Charlottenburger Rathaus auf, der Motor der Gründung, mit dem deutlichen Hinweis, daß bald an der Heerstraße und im Bezirk Neu-Westend neue Häuser entstehen würden. Die Flächen dort seien baureifes Land. Man solle doch nicht fortlaufen!

So ist von den Männern der Gemeindeleitung, den Steyler Missionaren, und von den katholischen Bewohnern in der Siedlung Heerstraße eine Symbiose begonnen worden, die nun nach 75 Jahren niemand in kurze Worte fassen kann. Als 1932 die Gemeinde am jetzigen Ort eine Kirche mit Pfarrsaal errichtete, war der Weg zueinander kürzer. Ich bin gewiß, daß alle, die es wollten und wünschten, in unserer Gemeinde das fanden, was Glaube und Religion eben bieten wollen: Halt, Orientierung, Sinndeutung des Lebens, etwas von der Würde und der Freude des Menschen, Gott suchen zu dürfen. In der Großstadt Athen drückte es einmal Paulus so aus: ob wir ihn wohl erahnen und ertasten können. Hierzu wollten und wollen wir helfen und schöne Stunden des Lebens mit Gottes Hilfe noch schöner zu machen. Ich schließe nicht aus, daß Menschen auch enttäuscht worden sind. Dafür möchte ich an dieser Stelle um Verzeihung bitten. Die ersten 25 Jahre waren nach heutigem Empfinden wohl schreckliche Jahre. Die Nachkriegszeit ging fast nahtlos in die Vorkriegszeit über und dann in den Krieg. Wer wagt die Schicksale und Schicksalsschläge zu nennen? Sie trafen hart und unbarmherzig sowohl innerlich wie äußerlich. Äußerlich gliederten sich die Schicksale darin, daß die Gebäude zerstört wurden. Der Kirche Hl. Geist blieb allerdings die Totalzerstörung erspart. Schon Pfingsten 1945 konnte wieder Gottesdienst gehalten werden, auch wenn alle Fenster mit Pappe oder Sperrholz vernagelt waren und kaum ein Stück Scheibe Sonnenlicht einlassen konnte.

Die Hl. Geist Gemeinde möchte der Siedlung zum Jubiläum ganz herzlich gratulieren, verbunden mit einem Dank an jene Menschen, die zu uns gekommen sind, uns die Treue gehalten und sich in unserer Gemeinde voll eingebracht haben. Dies bedeutete meistens auch, mit den Priestern und Ordensbrüdern der Gemeinde, Mitgliedern eines Missionsordens, über die Grenzen Europas in die Dritte Welt zu blicken. Was ist alles getan, gesammelt und gebetet worden gerade auch von Menschen aus der Siedlung.



Die Heilig Geist Kirche in der Bayernallee 1996 (Foto Kuntzsch)

In der Siedlung Heerstraße gab und gibt es viele gute und liebe Menschen. Wenn wir aber zu Ihnen hinüberblicken, können wir einen Bewohner nicht übersehen: Dietrich Bonhoeffer. Er mit seiner Klugheit, Tüchtigkeit, Standhaftigkeit, der Brillanz der Gedankenführung und Wortwahl hat Geschichte gemacht. Der sein Leben gab für ein besseres Deutschland hat im Glauben an Gott die Kraft dazu gewonnen. So möge er unter uns unsterblich bleiben mit dieser einen Strophe von Weihnachten 1944:

*Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiß an jedem neuen Tag.*

Ich wünsche der Siedlung eine gelungene Jubelfeier, worin auch die Zuversicht bestärkt werden soll, entweder selbst oder über Kinder oder Kindeskinde das hundertjährige Jubiläum anzustreben.

Wechselnde Pfade - Schatten und Licht
alles ist Gnade - fürchte dich nicht.

VERKEHRSANBINDUNG

Der S-Bahnhof Heerstrasse

Da war doch noch was ... ?

OTTO SAUBER

Ach ja richtig, ... die S-BAHN! !

Über 500 Millionen Fahrgäste „baggerte“ Ende der 30er-Jahre die S-Bahn von Nord nach Süd, von Ost nach West, rein in die Stadt und raus aus der Stadt. Über eine halbe Milliarde Menschen im Jahr! Im Krieg waren es sogar weit über 700 Millionen. Kann denn das wahr sein??

Ist das nicht nur ein Märchen, von S-Bahn-Fans erfunden?

Nun, wir wissen es alle und die Älteren unter uns denken schmerzhaft daran, dieses hochmoderne Transportmittel der Massen verkehrte nicht nur im engeren Bereich der Metropole, sondern fuhr auch weithinaus „ins Grüne“, billig, schnell, zuverlässig in die Wohnsiedlungen rund um die Stadt und in deren Randgebiete.

Und damit sind wir beim Thema: Es gab - man will es nicht glauben - seit August 1928 voll elektrifiziert (zuvor schon als „Dampfbahn“) die Strecke nach Spandau-West mit den Bahnhöfen Eichkamp, Heerstraße, Rennbahn (später Reichssportfeld / Olympiastadion), Pichelsberg, Spandau-Hbf. und Spandau-West. Die Strecke gehörte schon bald zu den vielbefahrenen - lagen doch große Sportstätten (und liegen noch heute) an der Trasse, wurde doch zunehmend das Gebiet für das Wohnen im Grünen erschlossen.

Und dennoch, die Frage muß erlaubt sein: Gab es sie wirklich einmal, war diese Linie tatsächlich einmal die Nabelschnur für die Siedler, für die Westendler und für die Waldschüler, für die Sportler, Ausflügler, Wanderer... Unzählige, unüberschaubar??

War es tatsächlich die tägliche Begleitmusik unseres Daseins, dieses vertraute Rumpeln, von Pichelsberg kommend, am Bhf. Heerstraße verweilend, um aufbrummend in Richtung Eichkamp zu entschwinden? War es nur ein Traum, diese so zuverlässige, so schnelle Anbindung an die „Stadt“ (denn natürlich fuhren die Siedler, wenn's in Richtung Zoo ging, „in die Stadt“)? Ist es ein schönes Märchen, von den Altvorderen erdacht, daß man bis tief in die Nacht sicher und pünktlich vom Trubel der Stadt heimkommen konnte, so zuverlässig, daß „Muttern“ unruhig wurde, wenn die Zusage „Ich komme mit dem Zug 22.23 Uhr“ nicht auf die Minute eingehalten wurde? War es einmal Wirklichkeit, von Spandau kommend oder am Bhf. Heerstraße einsteigend ohne Aufenthalt, ohne umzusteigen - über Zoo, Alexanderplatz - bis an die andere Seite der Stadt, bis nach Grünau zu fahren? Es ist kaum zu glauben (und die heute 18 - 20 Jährigen können es aus eigenem Erleben nicht einmal mehr bestätigen) - es war der Alltag.

Ja, die Älteren können einen Eid darauf leisten und gelegentlich schwärmen sie noch davon, beim Schwatz über den Gartenzaun. Aber so peu á peu werden Zweifel wach und wenn es noch lange dauern sollte, bis die S-Bahn nach Spandau wieder fährt, verschwindet auch die Erinnerung.



S-Bahnsteig Heerstraße nach dem „S-Bahn-Tag“ im Mai 1984 (Foto: Kuntzsch)

P.S.: Übrigens gehörte die Strecke „Westkreuz“ - „Spandau-West“ zu den ersten, die nach Kriegsende, mit einem bewundernswerten Kraftakt der Eisenbahner jener Zeit, wieder in Betrieb genommen wurde.

Am 9. Juni 1945! - vier Wochen nach dem totalen Chaos - fuhr der erste Zug wieder auf dieser Strecke.

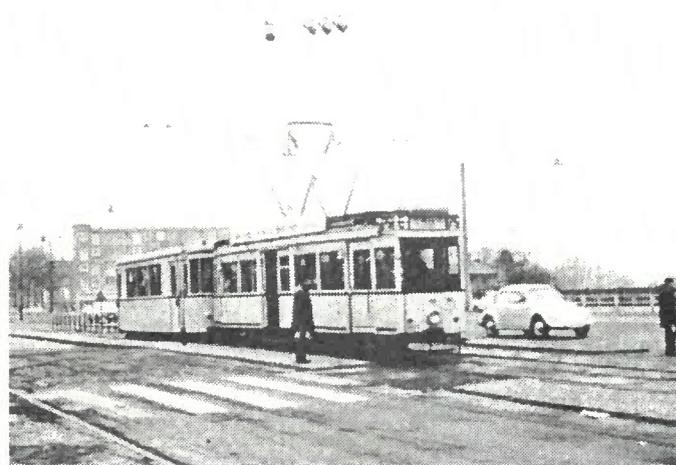
Die Straßenbahn am Bahnhof Heerstrasse

ECKART KUNTZSCH

Neben der Vorortbahn seit 1909, die 1928 zur S-Bahn wurde und bis zum September 1980 im 10-Minutentakt die Siedlung mit der Stadt und Spandau verband, waren über viele Jahrzehnte auch sehr gute Straßenbahnverbindungen vorhanden.

Am 28.6.1914 wurde der Verkehr mit der elektrischen Straßenbahnlinie U der Berlin-Charlottenburger-Straßenbahn aufgenommen. Der Abschnitt zwischen Reichskanzlerplatz (heute Theodor-Heuss-Platz) und dem Bhf. Heerstrasse wurde dafür neu gebaut.

Am 29.3.1922 wurde die U zur Linie 75 der BVG, die von der Kniprodestraße (Prenzlauer Berg) bis zum Bahnhof Heerstraße verkehrte.



Die Linie 75 am Bhf. Heerstraße im Dezember 1965 (Foto: Sammlung W. Kramer, Arbeitskreis Berliner Nahverkehr)

Der weitere Straßenbahnverkehr am Bhf.Heerstraße:

Linie 75	17.10.1923	Kupfergraben	Bhf.Heerstraße
	12.04.1927	Kupfergraben	Hakenfelde
	01.11.1937	Bhf.Zoo	Hakenfelde
	01.03.1938	Werftstraße	Hakenfelde
	01.03.1944	Masurenallee	Hakenfelde
	April 1945	Einstellung	
	14.12.1945	Bismarckplatz	Bhf.Heerstraße
	24.01.1946	Bismarckplatz	Freybrücke
	12.09.1946	Bhf.Zoo	Freybrücke
	08.07.1948	Masurenallee	Freybrücke (Blockadezeit)
	16.12.1948	Masurenallee	Hakenfelde
	12.04.1949	Bhf.Zoo	Hakenfelde
	24.01.1966	eingestellt	
Linie 58	16.01.1928	Gneisenaustraße	Spandau Stadtpark
	April 1945	eingestellt	
Linie 72	02. 07.1928	Weißensee	Stadion Grunewald
	30er Jahre	Ausflugs- und Veranstaltungsverkehr bis Pichelsdorf	
Linie 76	02. 05.1959	Johannesstift	Bhf.Zoo
	24. 1.1966	eingestellt	
Linie 93	30er Jahre bis 1942	Rathaus Treptow	Pichelsdorf

Während der Olympiade 1936 verkehrten drei Linien zusätzlich (106, 145, 185) vom Reichssportfeld (Olympiastadion) nach Mariendorf, Reinickendorf und Lichterfelde. Nach 52 Jahren Straßenbahn, deren Verkehr auf der Heerstraße durch den besonderen Gleiskörper besonders zügig verlief, übernahm 1966 der Bus deren Aufgabe. Alle Daten stammen von Wolfgang Kramer, Arbeitskreis Berliner Nahverkehr.

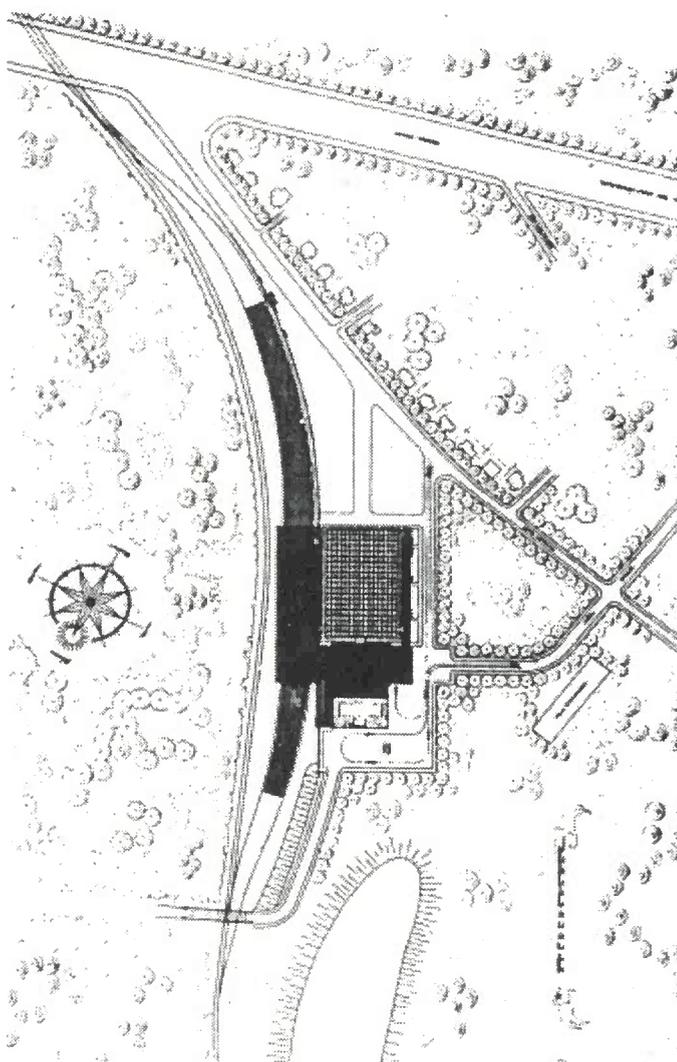
PLANUNGEN UND NEUBAUTEN IM UMFELD

Der „Mussolini Bahnhof“

ECKART KUNTZSCH

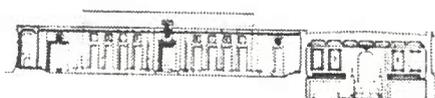
Von 1909 bis 1945 hatte der Bahnhof Heerstraße neben dem Vorortverkehr die Aufgabe, hohe Staatsgäste der Reichsregierung zu empfangen. Als Auftakt des städtischen Berlin, unmittelbar an der Ost-West-Achse gelegen, wurde er auf Geheiß Kaiser Wilhelms II. besonders aufwendig gestaltet. Die Staatsgäste wurden hier auf dem Bahnsteig empfangen und fuhren dann im offenen Wagen über Kaiserdamm, Bismarckstraße durch das Brandenburger Tor in die Stadtmitte.

Hitler behielt diese Tradition bei, ließ aber ab 1939 von Theodor Dierksmeyer einen gesonderten Empfangsbahnhof an den Fernbahngleisen zwischen dem Bahnhof Heerstraße und der Harbigstraßenbrücke planen. Die Planung sah eine breite Freitreppe vor, die vom zweigleisigen Bahnsteig in eine prachtvolle Empfangshalle auf Straßenniveau führte, der ein ringsum von Wänden gesicherter Ehrenhof vorgelagert war.

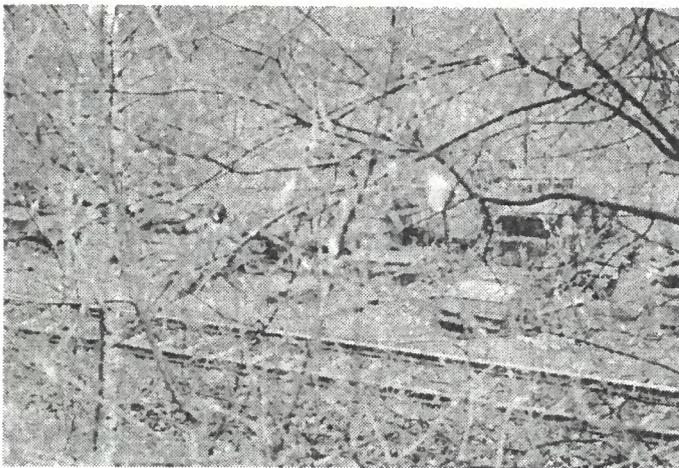


Lageplan des Mussolini-Bahnhofs, oben die Heerstraße, rechts abzweigend die Wandalenallee, unten die Brücke der Harbigstraße und der „Messeberg“ (Fotobestand W. Schäche, Berlin)

Erdarbeiten und Anlieferung der Naturwerksteinquader wurden noch ausgeführt, dann unterbrach die Kriegswende 1942 die Arbeiten. Die Naturstein-Werkstücke blieben bis 1996 liegen. Erst im Juli diesen Jahres wurden die letzten Blöcke abgeholt. Seitdem wird die Baugrube verfüllt, um die Jafféstraße in ihre neue Trasse unmittelbar neben die Fernbahngleise verlegen zu können.



Quer- und Längsschnitt des geplanten Bahnhofs (Fotobestand W. Schäche, Berlin)



Die Reste des Mussolini-Bahnhofs 1991 (Foto: Kuntzsch)

„Kraft durch Freude - Stadt“ an der Vandalenallee

GERD SCHNEIDER

Aus der Stadt der Olympischen Spiele 1996 in Atlanta vernimmt man, daß manche der für die Olympiade errichteten großen Bauten bald wieder abgerissen werden sollen.

In ungleich kleinerem Maßstab als in Atlanta hat sich ähnliches vor 60 Jahren in unmittelbarer Nachbarschaft der Siedlung Heerstraße zugetragen. Nicht Stahl und Beton, sondern sehr viel Holz wurde verbaut, als man 1936 für die Olympiade die „Kraft durch Freude - Stadt“ an der Vandalenallee errichtete. Sie wurde wieder abgerissen, nachdem sie offenbar zur allgemeinen Zufriedenheit ihren Zweck erfüllt hatte.

Ein Artikel im „Zentralblatt der Bauverwaltung“ vom 9. Sept. 1936 mit vielen Abbildungen veranschaulicht, daß man zum Wohle der zahlreichen Olympiade-Tagesbesucher einen beachtlichen Aufwand getrieben hat. Hier auszugsweise eine Beschreibung der KdF-Stadt im Zentralblatt der Bauverwaltung:

„Der Name KdF - S t a d t“ scheint ... für eine Gebäudegruppe von einigen Hallen und Nebengebäuden sowie einem 45 Meter hohen Turm, einem Bahnhof usw. etwas vermessen, aber immerhin war die Stadt während der Olympischen Spiele täglich von vielen Tausenden von Besuchern bevölkert ...

Auf besonderem Bahnsteig kamen täglich etwa 8000 Urlauber am frühen Morgen in Berlin an. In der KdF-Stadt konnten sie sich waschen, Kaffee trinken ... und anschließend die Deutschland-Ausstellung besuchen ... oder die Spiele im Reichssportfeld besuchen. ...

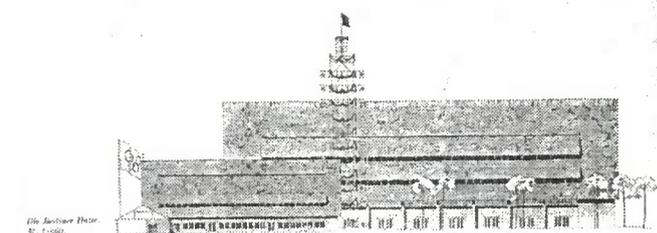
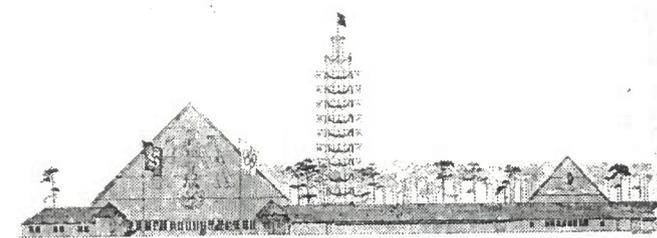
Das Mittagessen wurde wieder in der KdF-Stadt eingenommen ...

Die vier kleineren Hallen, von denen jede ungefähr 1000 Sitzplätze an Tischen bieten konnte, waren handwerklich in guter Zimmermannsarbeit ausgeführt ...

Die große Halle mit 3500 Sitzplätzen an Tischen und mit einer Firsthöhe von 28 Metern bekam als Schmuck ein riesiges Hoheitszeichen aus Brettern, das nachts, wie auch die anderen geschmückten, durch Scheinwerfer angestrahlt wurde.“



Sonderfernbahnsteig an der Wandalenallee mit „KdF-Stadt“ für Tagesbesucher der Olympischen Spiele 1936



Berlin-Halle der „KdF-Stadt“ 1936

Wehrtechnische Fakultät der Technischen Hochschule Berlin und Teufelsberg

GERD SCHNEIDER

Aus der älteren Generation der Siedlungsbewohner werden sich vielleicht manche noch an das Gebäude erinnern, das jenseits der Teufelseestraße stand und in den ersten Jahren nach Kriegsende von der Deutschen Post genutzt wurde. Hochaufragende Sendemasten deuteten darauf hin, daß dort technische Einrichtungen der Post untergebracht waren.

Es handelte sich um einen kleinen Teil eines im Rahmen des von Albert Speer in Hitlers Auftrag entwickelten Generalbebauungsplans für Berlin. Die Wehrtechnische Fakultät der Technischen Hochschule Berlin war der erste Bauabschnitt der „Hochschulstadt“, die sich zwischen dem Olympiagelände im Norden und Pichelsdorf/Schildhorn im Westen bis zum Bahnhof Grunewald hinziehen sollte. Am 27. November 1937 wurde von Hitler der Grundstein gelegt.

Die verheerenden Zerstörungen in großen Bereichen der Stadt Berlin hätten vielleicht nahelegen können, jedes nicht beschädigte oder zerstörte Gebäude, ungeachtet seiner früheren Bestimmung, zu erhalten und zu nutzen.

Doch als man die gigantische Aufgabe in Angriff nahm, die Trümmer der verwüsteten Stadt wegzuräumen und auf dem logistisch günstigen, nördlichen Teil des Grunewalds aufzutür-

men, ließ man das Gebäude darunter verschwinden (vorderer kleiner Schuttberg).

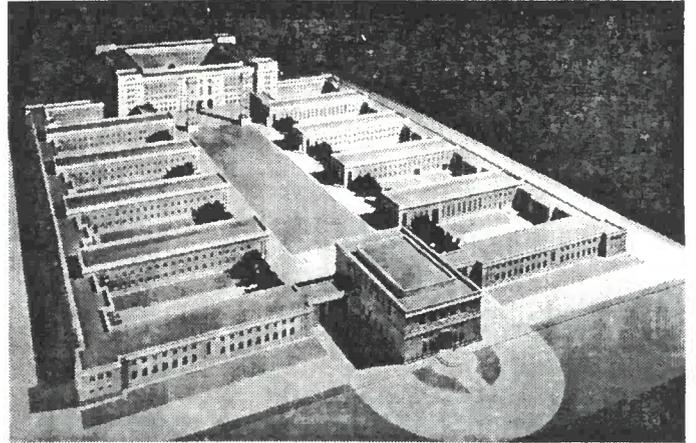
In diesem Jahr feierte die Technische Universität die 50. Wiederkehr ihrer Neugründung nach dem Krieg als Technische Universität und unterstrich ihren Anspruch auf den Status einer Universität mit der Betätigung auch auf dem Gebiet der Geistes- und Wirtschaftswissenschaften neben den technischen und naturwissenschaftlichen Fächern. Dabei wurde auch an die geplante Wehrtechnische Fakultät erinnert und mit dem Wunsch verbunden, man möge mit der „Wehrtechnik“ nie wieder behelligt werden. Nach der Katastrophe der beiden Weltkriege ein ebenso verständlicher wie angesichts der harten Realitäten dieser Welt leider nur frommer Wunsch.

Man hat ausgerechnet, daß die Trümmer einer zerstörten Stadt von der Größe Münchens auf dem Teufelsberg liegen. Ungezählte Lastwagen donnerten in den Nachkriegsjahren direkt an der Siedlung Heerstraße vorbei und brachten ihre traurige und staubige Fracht auf den Trümmerberg, der schließlich zum ansehnlichen, begrünten „Teufelsberg“ und für die Bewohner der geteilten Stadt zu einem beliebten Ausflugsziel mutierte.

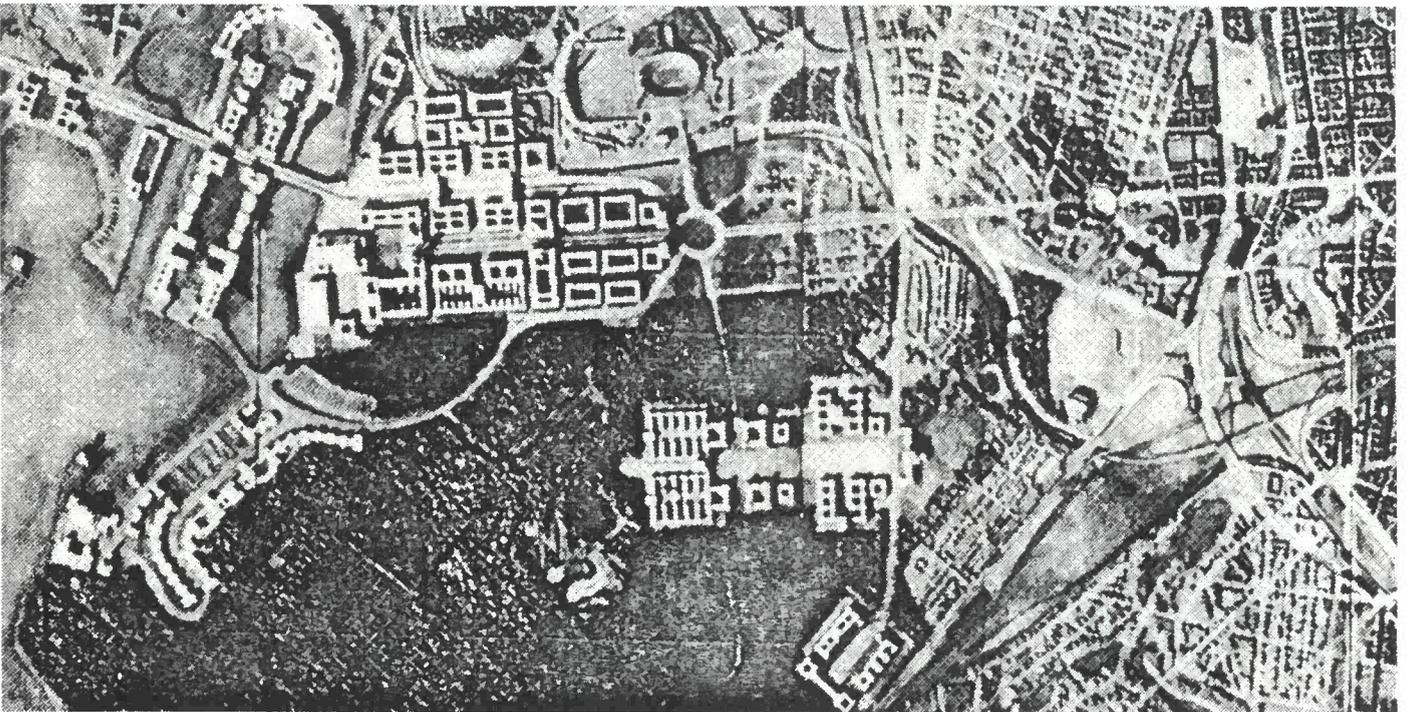
Wer erwartet schon winterliche Sportarten wie Skispringen, Abfahrtslauf, Langlauf und Rodeln mitten in einer großen Industriestadt. Der Teufelsberg hat das zu bieten. Drachenfliegen, das Fliegen von Modellflugzeugen, ein Kletterfelsen und natürlich Wandern und Joggen vervollständigen die Liste der Möglichkeiten.

Heute sind die großen Parkplätze am Teufelsberg nicht mehr so voll wie vor der Wende, aber es gibt immer noch viele Freunde des Teufelsberges und des angrenzenden Grunewaldes.

Weithin sichtbar stehen auf dem Teufelsberg die weißen Kugeln der längst verwaisten und verlassenen Radaranlage der Amerikaner. Seit einigen Jahren wird darüber nachgedacht, was damit geschehen soll. Viele Projekte wurden in der Öffentlichkeit diskutiert und verschwanden wieder in der Versenkung. In letzter Zeit ist wieder von einem größeren Hotelprojekt die Rede. Früher oder später wird wohl der nahende Hauptstadiumzug einem Projekt in dieser hervorragenden Höhenlage den entscheidenden Impuls geben.



Modell für den Neubau der Wehrtechnischen Fakultät der Technischen Hochschule 1938. Das quadratische Hauptgebäude (im Modell hinten) war fast fertig gestellt. (Fotobestand W. Schüchle, Berlin)



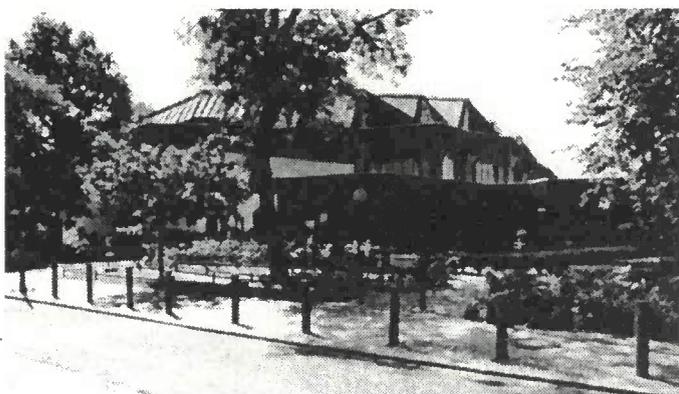
Modellfoto - Ausschnitt: Die „Hochschulstadt“, Entwurf von Albert Speer 1939. Hier sollte die geplante „Reichs-Universität“ untergebracht werden. (Quelle: : DerGeneralbauinspektor für die Reichshauptstadt)

Sporthalle und Tennishalle der Technischen Universität

ULRICH GRAF

Im Mai 1978 beschloß das Kuratorium der TU Berlin den Bau einer Dreifachsporthalle auf dem Grundstück Waldschulallee 71. Mit dem Bau der Sporthalle und der Tennishalle - die Architekten waren Baumeister und Richter - wurde im Frühjahr 1981 begonnen. Zum Wintersemester 1982/83 konnten die Hallen an die Sportler übergeben werden.

Die Ausnutzung der Sporthalle und auch der Tennishalle ist sehr intensiv. Die tägliche Nutzung ist von 7.00 Uhr bis 23.00 Uhr. In der Sporthalle wird Tennis, Badminton und Basketball gespielt. Sehr großer Beliebtheit erfreuen sich vor allem die Veranstaltungen Gymnastik mit Musik und Konditionstraining. Bei diesen Veranstaltungen kann man auch schon einmal den einen oder anderen Anwohner der Siedlung treffen.



Sporthalle der TU Berlin., Eingangssituation an der Waldschulallee, Architekten: Baumeister und Richter. (Foto: Kuntzsch)

Internationales Studentenheim Eichkamp

ULRICH GRAF

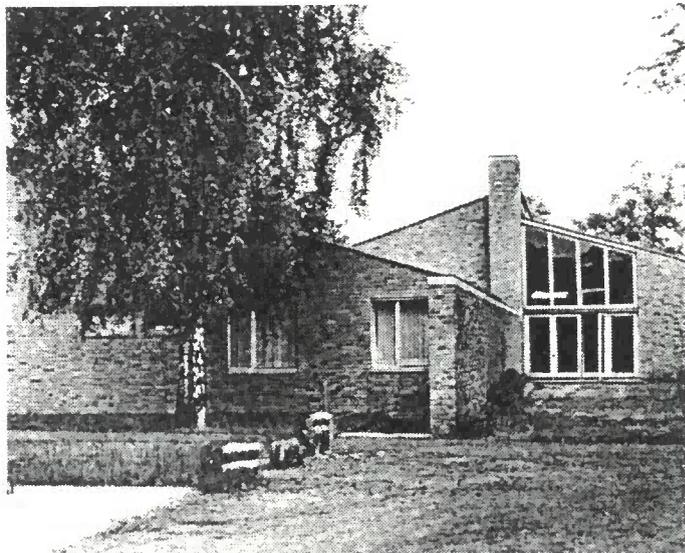
Für das seit 1934 im Tribünengebäude des Mommsenstadions untergebrachte Mommsen-Gymnasium wurden 1937 auf dem parallel zur Bahn gelegenen landeseigenen Grundstück Waldschulallee, Ecke Straße 58 (heute Harbigstraße) zwei Klassenpavillons, ferner ein Turnhallenbau und ein Wirtschaftsgebäude errichtet. Weitere Bauvorhaben wie Aulabau, Direktor-Wohnhaus wurden nicht mehr ausgeführt, da die Baugenehmigung wegen anderer Bauvorhaben (Kasernen) zurückgezogen wurde.

Im Zweiten Weltkrieg wurde ein Klassenpavillon und die Turnhalle zerstört.

Bei der Enttrümmerung der Technischen Universität im Jahre 1947 faßten einige Studenten des Internationalen Studentischen Arbeitslagers den Plan zur Errichtung eines Internationalen Studentenheimes. Mit Unterstützung des Senats konnten sie zwei Ruinen des ehemaligen Mommsen-Gymnasiums ausbauen. Hierbei wurden sie durch Sammlungen amerikanischer Studenten besonders in der Blockadezeit in ihrem Vorhaben gefördert. 1950 wohnten bereits 30 Studenten verschiedener Nationen und Fakultäten in Eichkamp. Mittel aus dem McCloy-Fonds ermöglichten 1952 die Errichtung eines Klubhauses und den weiteren

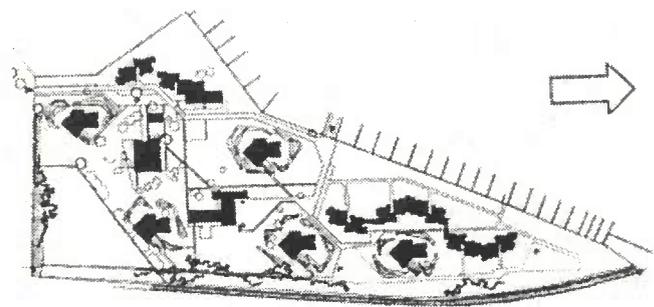
Ausbau der Wohnhäuser.

Das Klubhaus als Treffpunkt für Berliner Studenten aller Fakultäten enthält einen Klubraum für 50 Personen mit kleiner Bar, einen Saal für 200 Personen sowie einen Tischtennisraum und einen Sitzungssaal. Neben dem Klubhaus durch einen kleinen Innenhof getrennt liegt ein Gästehaus mit fünf Zimmern und einem größeren Atelier für zwei Kunststudenten. Bis 1954 war das Heim auf 60 Plätze erweitert worden.



Gesamtansicht des Klubhauses von Süden mit der Fensterwand des Klubraums. (Quelle: Neue Deutsche Architektur, Hatje, Stuttgart, 1956, S. 63)

Im Juni 1958 fand die feierliche Grundsteinlegung für zunächst fünf viergeschossige Wohnhäuser mit je 20 Doppelzimmern und 41 Einzelzimmern statt, die 1959 bezogen werden konnten. Die im zweiten Bauabschnitt vorgesehenen drei weiteren Wohnhäuser wurden nicht mehr gebaut. An ihrer Stelle errichtete man 1966/67 Reihenhäuser unter Verwendung des gleichen Zimmertyps. Die Architekten waren Hans Müller, Georg Heinrichs und Ludwig Leo. (Quelle: Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin, Stadt und Bezirk Charlottenburg, Verlag Gebr. Mann, Berlin 1961.)



Lageplan

Studentensiedlung Eichkamp
1959, 1966/67
Eichkamp, Harbigstraße
Architekten: Hans Müller, Georg Heinrichs, Ludwig Leo
Bauleitender Architekt: Walter Hötzel
Gartenplanung: Hermann Matern

Lageplan des Studentenwohnheims Eichkamp (Quelle: Rave/Knöfel 1968)

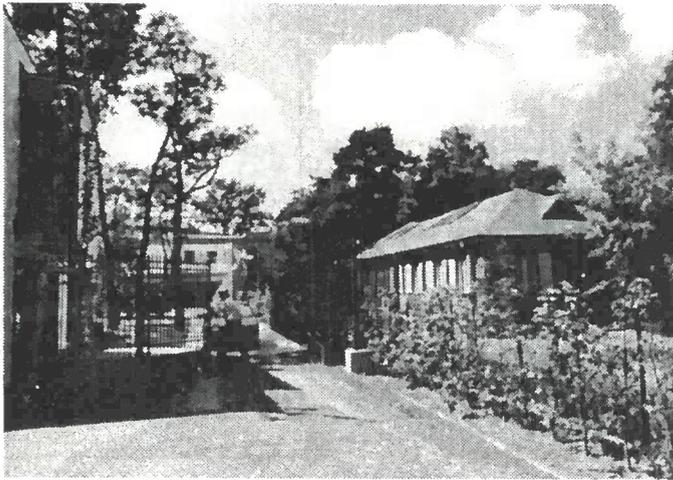
Auf einer Teilfläche des Grundstücks an der Harbigstraße 10/12 wurde Mitte der achtziger Jahre eine Tagesförderstätte für behinderte Kinder und Erwachsene errichtet, Träger ist die Lebenshilfe gGmbH.

Olympia-Sportärztehaus und das erste „Traumhaus“

GERD SCHNEIDER

Zwischen der strengen Architektur der neuen jüdischen Grundschule und der beiden Waldschulen kündigt die von Kinderhand bunt angemalte Holzschalung eines eingeschossigen Gebäudes von der Nutzung durch Kinder im Vorschulalter.

Man sieht es diesem Gebäude nicht an, daß es wegen seines geschichtlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Wertes 1988 unter Denkmalschutz gestellt wurde. Eher die Nutzung durch eine Elterninitiative als Kindertagesstätte, in der auch ich vor vielen Jahren als beteiligter Vater zuweilen das Mittagessen für die ganze Gruppe abgeliefert habe und mit Besen und Schrubber in Aktion getreten bin.



Das Sportärztehaus an der Waldschulallee 1996, links die Zufahrt der Heinz-Galinski-Schule (Foto: Kuntzsch)

Das als „Olympia-Sportärztehaus“ bekannt gewordene Gebäude wurde 1936 nach einem Entwurf von Otto Schellenberg für den Deutschen Sportärztebund errichtet. Wie eine kleine Klinik war es mit zahlreichen Behandlungs- und Operationsräumen und Ärztezimmern ausgestattet. Die Decken und Wände des Gebäudes wurden aus Elementen eines Metall-Fertigbausystems, der sogenannten „Fürstenberg-Häuser“ der Metallheimbaugesellschaft, errichtet, welches wiederum auf ein Fertigbausystem aus dem Jahr 1924 zurückgeht.

Auf demselben Grundstück befindet sich eine weitere bauliche Besonderheit. Das 1957 im Stil der Zeit errichtete Zweiraum-Wohngebäude ist das erste der sogenannten „Traumhäuser“, die seit den 50er-Jahren zum jährlich veranstalteten „Tag der offenen Tür“ als Hauptgewinn verlost werden.

Ein weiteres Wohngebäude auf dem Grundstück, ca. 1930 in Holzständerbauweise errichtet, ist wegen des schlechten baulichen Zustands im Rahmen des Neubaus der jüdischen Grundschule abgerissen worden.

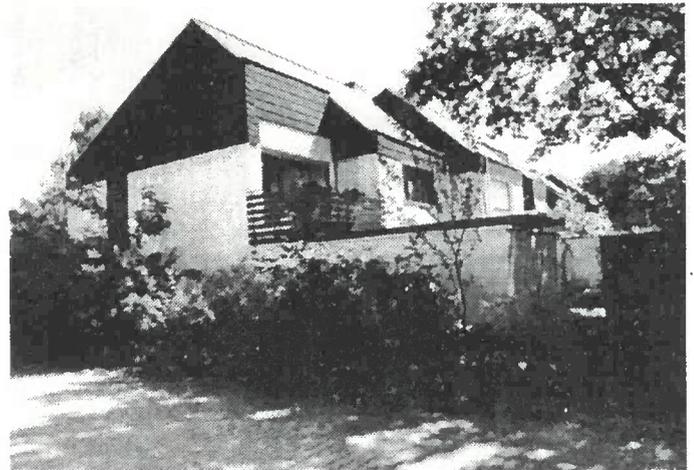
Wohnhäuser Waldschulallee Ecke Harbigstraße, „Britensiedlung“

ULRICH GRAF

Das Grundstück des Studentenheims ging ursprünglich bis zur Waldschulallee. Da die südliche Teilfläche aber nicht mehr für eine Erweiterung des Studentenheims vorgesehen war, plante Mitte der siebziger Jahre der Bezirk Charlottenburg dort Wohnungsbau sowie den Bau einer Kita und eines Jugendheims.

Zu dieser Zeit suchte die Britische Militärregierung in Charlottenburg Wohnbauflächen für die Errichtung von Einfamilien-Wohnhäusern für Offiziersfamilien. Die Wahl der Britischen Militärregierung fiel auf das Grundstück in der Waldschulallee. Zwischen 1977 und 1979 wurden dann nach einem Entwurf des Bauamts Süd der Sondervermögens- und Bauverwaltung neun Doppelhäuser errichtet.

Mit dem Abzug der Briten 1994 wurde das Grundstück aus der Requisition entlassen und ging in die Verwaltung des Bundesvermögensamtes Berlin I über. Ein Teil der Wohnungen wird seitdem an Bundesbedienstete vermietet, während die übrigen Wohnhäuser von der britischen Botschaft für Botschaftsangehörige angemietet wurden.



Wohnsiedlung für die britischen Streitkräfte von 1978. (Foto: Kuntzsch)

Messegelände

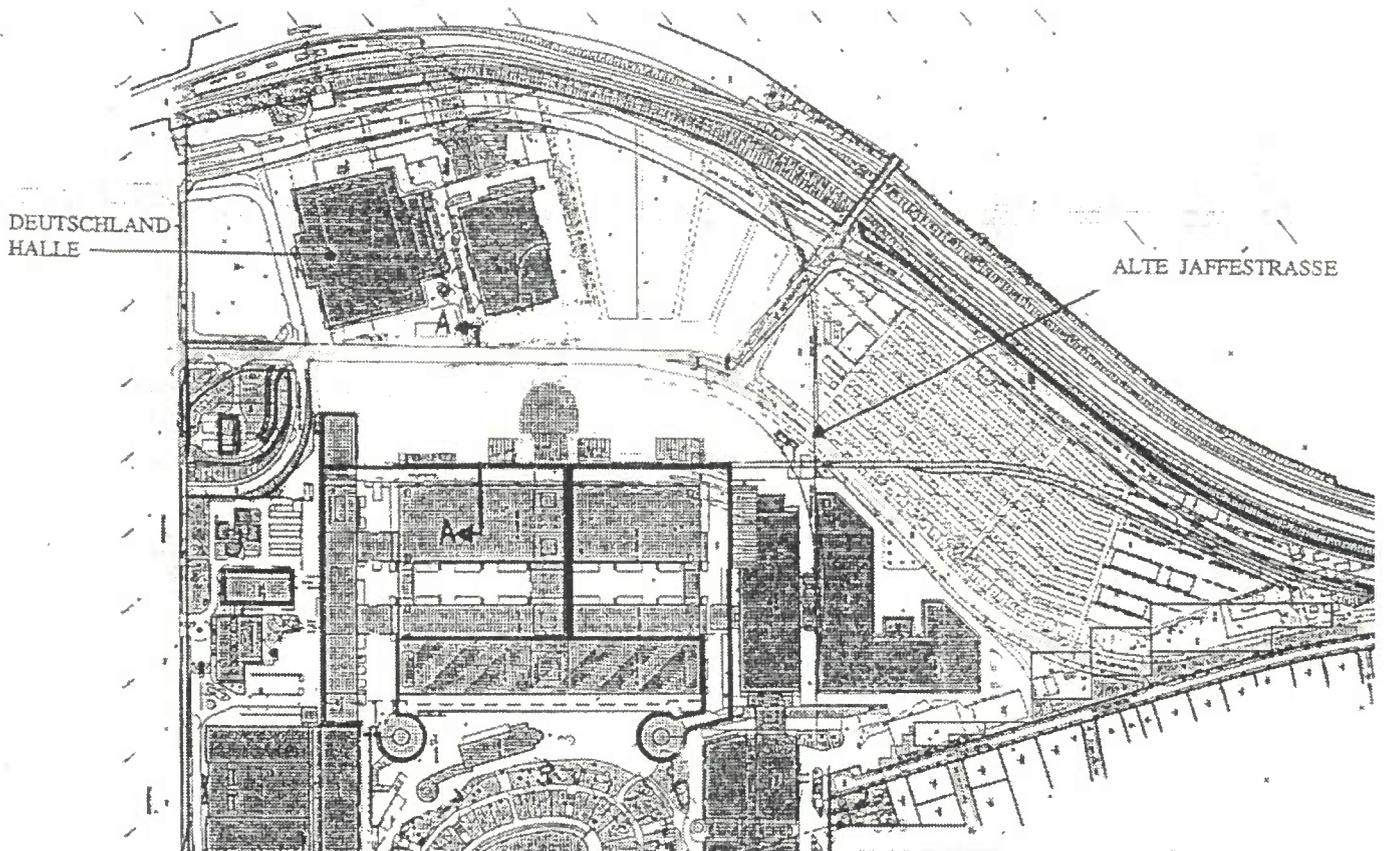
GERD SCHNEIDER

Die Erweiterung des Messegeländes und die damit zusammenhängende und inzwischen fast zur Hälfte bereits vollendete Verlegung der Jafféstraße bis an die Trasse der Bahn ist ein langes Kapitel der Berliner und Charlottenburger Stadtgeschichte und der politischen Auseinandersetzungen.

Der breite Graben der Bahntrasse zieht zwar einen deutlichen Trennungsstrich zwischen Messegelände und Siedlung Heerstraße. Doch das Näherrücken der stark befahrenen Jafféstraße zur Siedlung und die damit verbundenen hohen Kosten haben in der Siedlung mancherlei Überlegungen ausgelöst und zu Vorschlägen gegenüber der Messengesellschaft und dem Senat der Stadt Berlin geführt, wie die Verlegung der Jafféstraße vermie-

den und zweistellige Millionenbeträge eingespart werden könnten. Am 20. Juli 1996 wurde die Jafféstraße zwischen Messedamm und Harbigstraße für immer gesperrt und die neue Straße 240 geöffnet, die vom Messedamm zwischen Deutschlandhalle und S-Bahn zur Harbigstraße und damit weiter zum noch verbliebenen nördlichen Teil der Jafféstraße führt. Dessen Verlegung nach Westen an die Bahntrasse soll 1997 erfolgen. Durch die Erweiterung der Messe wird die Hallenfläche von 100.000 auf 160.000 qm erhöht, die Kosten werden mit Milliarden Mark beziffert. Während die Deutschlandhalle weiterhin über die Jafféstraße angefahren werden kann, ist die Eissporthalle jetzt vom Vor-

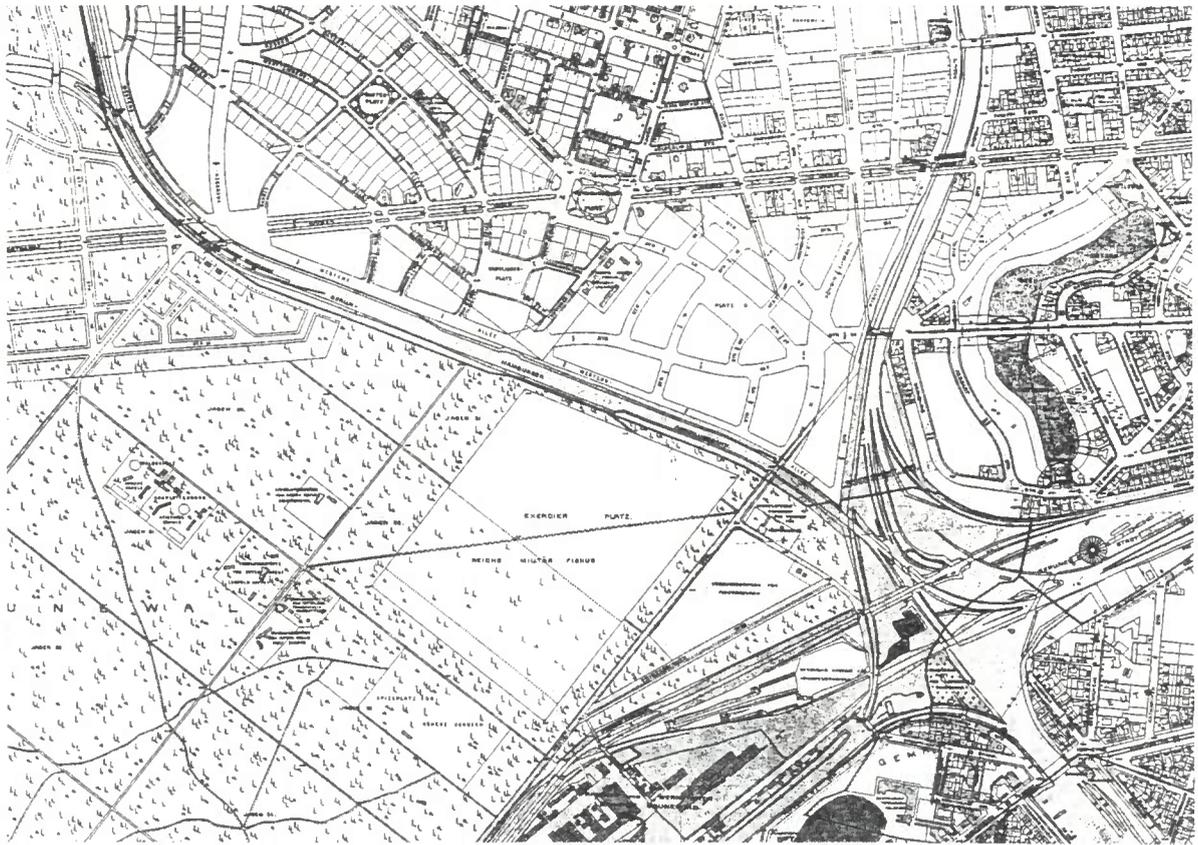
platz der Deutschlandhalle und von der Harbigstraße aus nur noch zu Fuß erreichbar. Nach Fertigstellung der S-Bahnlinie Westkreuz-Pichelsberg im Jahr 1998 können Messebesucher vom Bahnhof Eichkamp durch eine Fußgängerunterführung direkt zum Messegelände gelangen. Manche Messestädte haben es vorgezogen, an der Peripherie ganz neue Messegelände zu erschließen und damit u. a. für genügend Parkplätze und Reservflächen für spätere Erweiterungen sowie für günstige Verkehrsanbindungen zu sorgen.



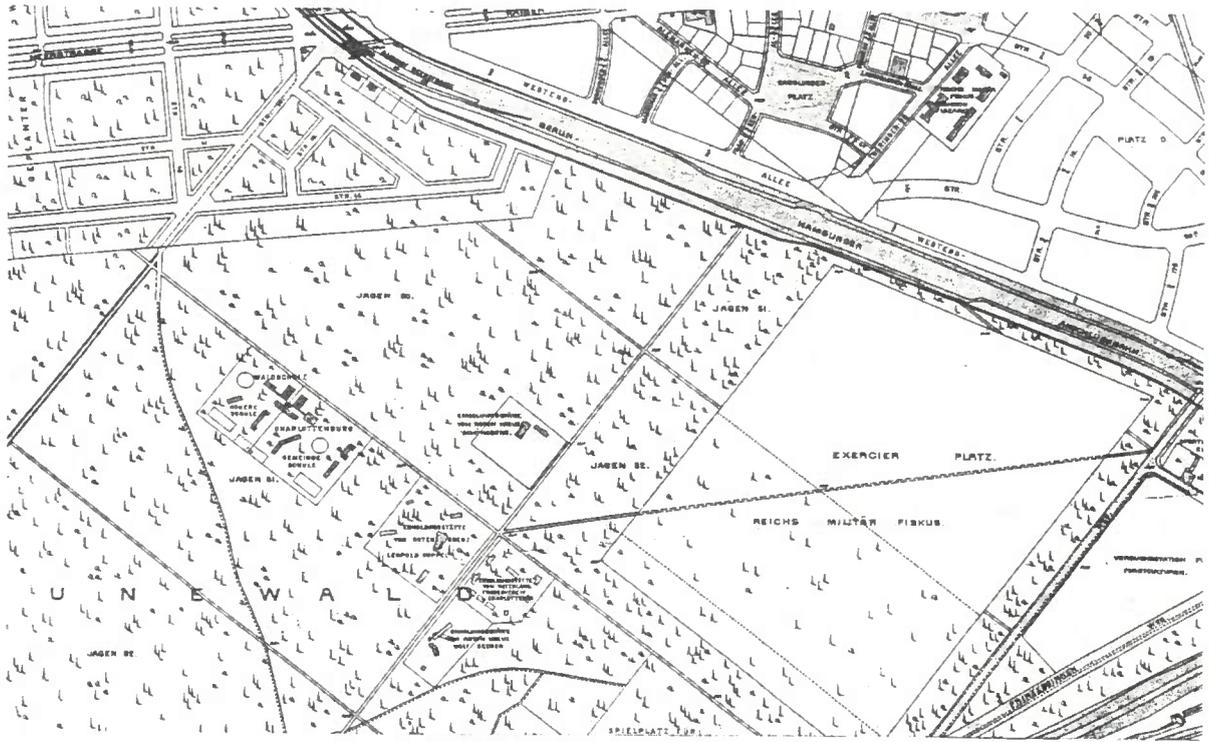
Unser Vorschlag für einen reduzierten Messeausbau bei Verbleiben der alten Jafféstraße; Einsparung über 600 Mio DM (Montage in einem Lageplan der Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen Berlin vom November 1994)

IV. ANHANG: STADTENTWICKLUNG UND HAUSTYPEN

STADTENTWICKLUNG IM KARTENBILD



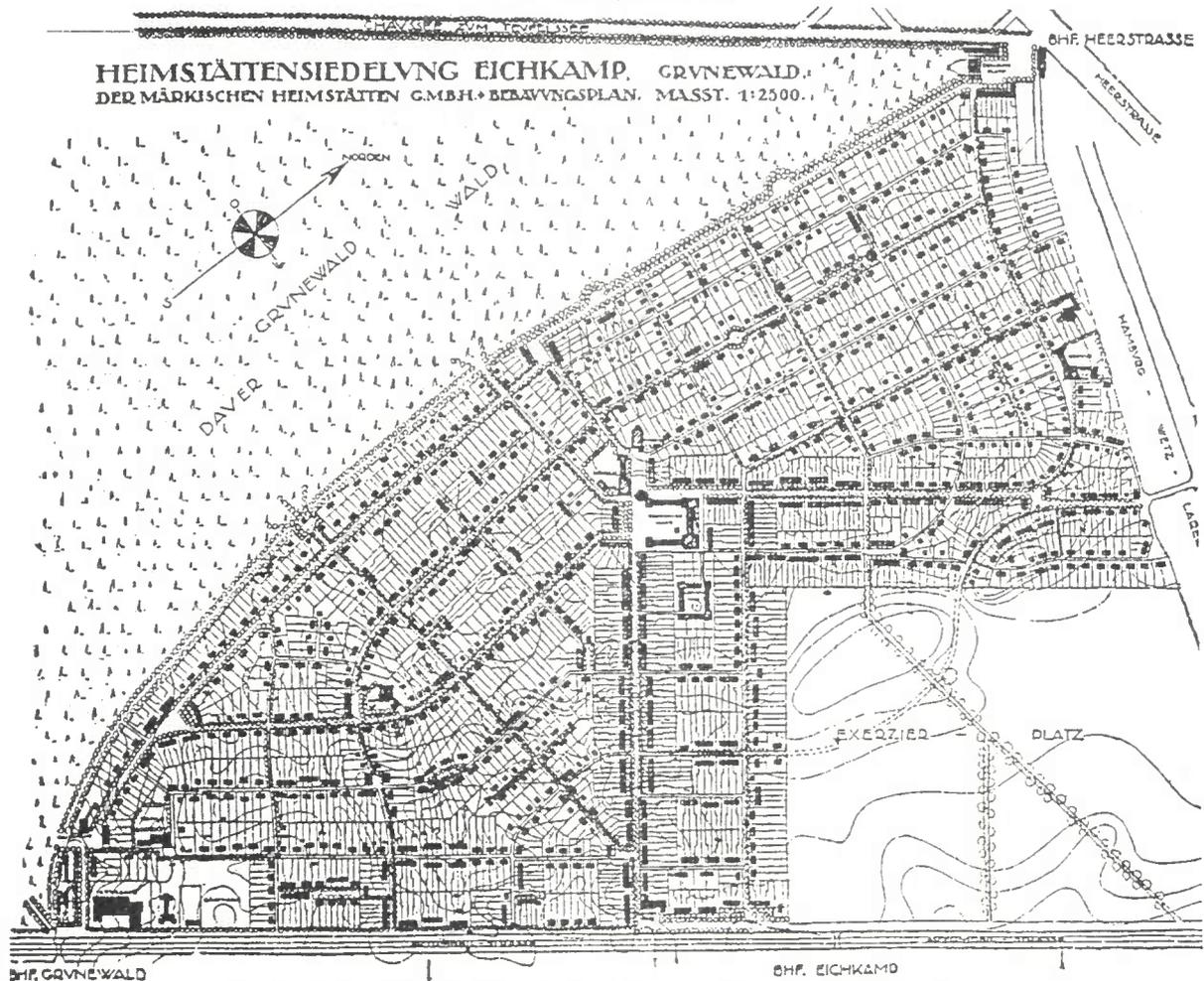
Karte von Berlin 1912, Bezirk Charlottenburg, Ausschnitt



Karte von Berlin 1912, Bezirk Charlottenburg, Ausschnitt



Grunewald 1902, Ausschnitt



Ursprünglicher Bebauungsplan Siedlung Eichkamp 1919, Architekt: Max Taut



Siedlung Heerstraße mit Umgebung 1992, Ausschnitt aus der Stadtkarte 1:4000 (mit freundlicher Genehmigung der Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen, Abt. V)

DIE ARCHITEKTUR DER SIEDLUNGSHÄUSER

ECKART KUNTZSCH

Der I. Bauabschnitt - Architekt: Gemeinnützige Baugesellschaft Berlin-Heerstraße m.b.H. (vermutlich überwiegend Josef Feldhuber) - wirkt mit seinen schlichten Satteldachhäusern frisch und unbefangen. Mit den Reformsiedlungen der zwanziger Jahre hat er allerdings nur die starkfarbigen Fenster gemein.

Typische Details der zweigeschossigen Doppel- und Reihenhäuser sind

S-Pfannen-gedechte Satteldächer mit Fledermausgauben und Holzkastengesims, geschossweise abgesetzter Putz, grauer Rauputz im Erdgeschoß, oben heller Glattputz, außen angeschlagene Kastendoppelfenster mit farbigem Blendrahmen, durch einen Erker betontes Wohnzimmerfenster zur Straße und vom Jugendstil beeinflusste Profilierungen der Hauseingänge.

Die Architektur des II.-IV. Bauabschnittes von Walter Helmcke und Curt Gorgas (Sondertypen), ebenfalls Gemeinnützige Baugesellschaft Berlin-Heerstraße m.b.H., übernimmt dagegen vollständig die traditionelle Formensprache des kleinstädtischen Wohnungsbaus vor dem Ersten Weltkrieg. Ihre Wurzeln liegen im Barock, Klassizismus und im Biedermeier. Bei Details und Fassadenaufteilung wird nach dem Eklektizismus auf die vom Bürgertum geprägte erste Hälfte des Neunzehnten Jahrhunderts zurückgegriffen (z.B. Goethes Gartenhaus in Weimar).

Dies entsprach einer verbreiteten romantischen Strömung in der sonst sozialpolitisch revolutionären Gartenstadtbewegung.

Unter dem Motto „Vielfalt in der Einheit“ haben die Architekten der Siedlung eine ganze Reihe von Haustypen bei ähnlich großer Wohnfläche entworfen. Besonders reich sind die Hauseingänge und Haustüren variiert.

Die innen angeschlagenen (zurückliegenden), überwiegend sechsteiligen Sprossenfenster mit Klappläden sind ebenso unverzichtbarer Bestandteil der Fassade, wie die in Putz gezogenen profilierten Gesimse und die handwerklich korrekte Ausbildung der Biberschwanz-gedechten Walmdächer mit eingebundenen Kehlen und Fledermausgauben.

Die ursprüngliche Farbigkeit des Außenputzes läßt sich auf den Fotos der Jubiläumsausstellung und im Original noch oft auf den Gartenseiten der Häuser erkennen.

Einige Häuser haben geschweifete Giebel oder Bossenputz an den Hausecken - typisch barocke Stilelemente.

Die nachfolgende Dokumentation, die Heike Bohnsack aus den Archivunterlagen des Bauaufsichtsamtes erarbeitet hat, ordnet erstmals systematisch die vorkommenden Haustypen den Adressen zu. Die sieben wichtigsten Haustypen sind in dieser Broschüre dokumentiert.

In der Ausstellung sind darüber hinaus alle originalen Straßen- und Stirnansichten als Abwicklung unserer Allen zu sehen. Eine Ausnahme bildet die Waldschulallee, deren Bauakten kürzlich im Archiv verbrannt sind. Die Denkmalschutzbehörde und unser Verein wären den Eigentümern dankbar, wenn sie ihre alten Bauzeichnungen ergänzend zur Verfügung stellen würden.

DIE HAUSTYPEN DER SIEDLUNG HEERSTRASSE

HEIKE BOHNSACK

I. Bauabschnitt 1920 - 21

Architekt: Gemeinnützige Baugesellschaft Berlin - Heerstraße m.b.H.,
Walter Helmcke, Curt Gorgas, Josef Feldhuber

STANDARDTYPEN

*zerstört

TYP	MERKMAL	ADRESSEN
I Doppelhaus	Satteldach, Fensterrhythmus 1-2-2-1, seitliche Erschließung, Dreiecksgiebel über Fenstern	Lötzener Allee 6-7, 8*-9, 17-18 Soldauer Platz 1-2, 3-4 Neidenburger Allee 1-2, 6*-7, 8*-9*, 10-11, 44-45, 46*-47*, 48*-49, 56-57
I Dreierreihenhaus	Fensterrhythmus 1-2-3-2-1, seitliche Erschließung, teilweise über Loggien	Lötzener Allee 3*-5, 10-12 Neidenburger Allee 50*/1*/52*, 53*/4/5
I Viererreihenhaus	seitlich abfallende Giebeldächer, Erschließung frontal	Neidenburger Allee 12-15, 40-43

SONDERTYPEN

TYP	MERKMAL	ADRESSEN
Doppelhaus	ohne Zwerggiebel, viel schlichter, Regenrinne Symmetrieachse, Balkon über Windfang	Lötzener Allee 1-2
Dreierreihenhaus	ohne Zwerggiebel, seitliche Eingänge über Loggia	Neidenburger Allee 3/4*/5*
Dreierreihenhaus	Krüppelwalm, frontale Erschließung, durchlaufendes Giebelband über EG-Fenstern	Neidenburger Allee 37-39

II. Bauabschnitt 1922 - 23)**III. Bauabschnitt 1924 - 25)** Architekt: wie I. Bauabschnitt**IV. Bauabschnitt 1925 - 26)**

STANDARDTYPEN

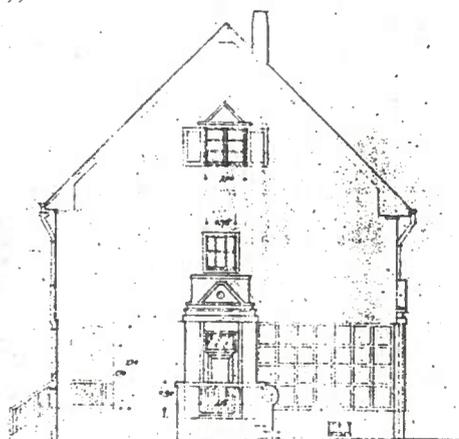
TYP	MERKMAL	ADRESSEN
1 a Doppelhaus	Krüppelwalmdach, 4-achsig, seitliche Erschließung	Kurländer Allee 1-2, 50-51
1 a Viererreihenhaus	a) Seiten wie Doppelhaus Mitte: Zwerggiebel im DG b) ohne Zwerggiebel, 2 x Einzel -, 1 x Doppelfenster	Marienburger Allee 61-64 Kurländer Allee 52-55 Lötzener Allee 13*/14/15/16*, 19*/20/21/22
2 a Doppelhaus	Seitliche Erschließung, 6-achsig, Fledermausgauben, Walmdach	Marienburger Allee 17-18, 21-22, 23-24, 25-26, 57*-58, 59-60
2 a Dreierreihenhaus	Walmdach, je 3-achsig, seitliche Erschließung, stehende Gauben mit Satteldach	Neidenburger Allee 20-22, 23-25, 30-32, Kurländer Allee 5/6/7*, 8-10, 42-44
Doppelgiebel	Mansarddach mit Doppelgiebelfassade, seitliche Erschließung	Soldauer Allee 10-11, 12-13, 14-15, 20-21

TYP	MERKMAL	ADRESSEN
3a Doppelhaus	Walmdach, 6-achsig, Erschließung teils frontal, teils seitlich, farbig abgesetzter Putz über den EG-Fenstern in Halbkreis- oder Korbbogenform	Soldauer Allee 1-2, 3-4, 5-5a Kurländer Allee 3-4, 11-12, 15-16, 17-18, 19*-20*, 21-22, 23-24, 30-31, 32-33, 34-35, 36-37, 40*-41, 48-49 Marienburger Allee 5-6, 7-8, 9-10, 13-14, 15-16, 19-20, 27-28, 29-30, 47-48, 49-50, 51-52, 53-54*, 55-56
3 R Viererreihenhaus	Seiten: 3-achsig, Walmdach, seitliche Erschließung Mitte: vorgesetztes Walmdach, ragt über Seitendächer hinaus, 3-achsig, Fassadenvorsprung	Neidenburger Allee 16-19, 27-29, 33-36 Soldauer Allee 16-19
4 a Doppelhaus	durchgehende Fassade, 6-achsig, außen mit halbhohen Fenstern, stehende Gauben, seitliche Erschließung	Marienburger Allee 3-4
S (Gr. 7+8) Doppelhaus	Walmdach, großer Zwerggiebel im DG, mit Pilastern zum Boden geführt	Kurländer Allee 13*-14, 38-39* Marienburger Allee 11-12
S(Gr. 11) Dreierreihenhaus	Krüppelwalm, Seitenhäuser 3-achsig, Seitenpilaster außen, Mittelhaus mit aufgesetztem Zwerggiebel „Freitreppen“ zum Laden	Kurländer Allee 45-47

SONDERTYPEN

TYP	MERKMAL	ADRESSEN
Einzelhaus	4-achsig, Mansarddach, 1 Gesch. + DG 4-achsig, Mansarddach, 2 Gesch. + DG	Boyenallee 1a Boyenallee 3-4
Einzelhaus	6-achsig, Walmdach	Boyenallee 5-6, 7-8
Einzelhaus	5-achsig, Walmdach	Marienburger Allee 2
Einzelhaus	Walmdach mit Seitengauben, 2-flügelig mit Mittelachse	Soldauer Allee (7), 9 Marienburger Allee 1
Einzelhaus	Walmdach mit kleineren Seitengauben, 3-flügelig mit Mittelgiebel	Soldauer Allee 8 + 22*
Einzelhaus	2-achsig, Krüppelwalm	Soldauer Allee 22a*
Doppelhaus	wie 1a, aber frontale Erschließung Walmdach	Kurländer Allee 28-29
Doppelhaus	Nr. 26 wie 3 R Nr. 26a 5-achsig, Walmdach, Rundbogentüren (Flügeltüren)	Neidenburger Allee 26-26a
Doppelhaus	Walmdach, Mittelvisalit, seitliche Anbauten (1-gesch.)	Marienburger Allee 65-66
Dreierreihenhaus	Seiten: Krüppelwalm, 3-achsig, frontale Erschließung Mitte: Giebelfassade	Kurländer Allee 56-58
Dreierreihenhaus	Seiten: Giebel, mit seitlicher Erschließung, Erker Mitte: Walmdach, 4-achsig	Boyenallee 9-11
Viererreihenhaus	Seitenhäuser wie 3a Mitte: Doppelgiebel mit Rundbogentüren	Kurländer Platz 25/26/26a/27

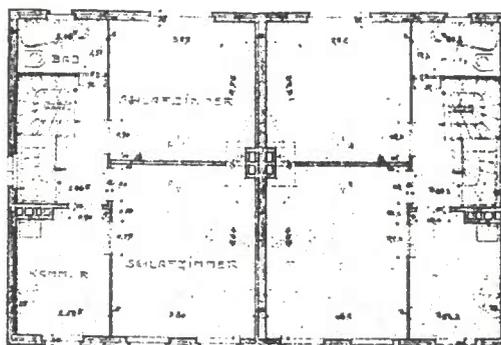
Typ I Doppelhaus



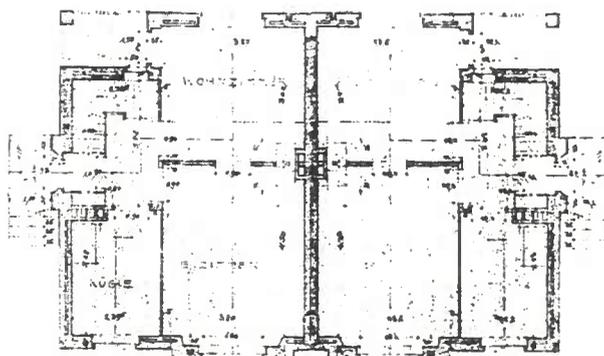
STIRNANSICHT



STRASSENANSICHT



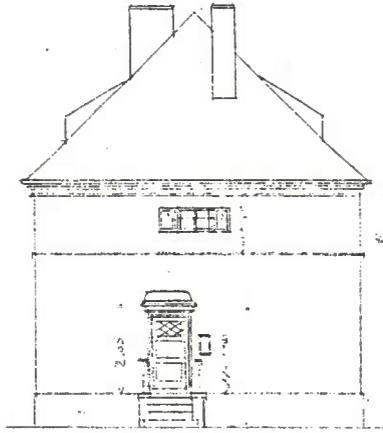
OBERGESCHOSS



ERDGESCHOSS

IM MASSTAB 1 : 200

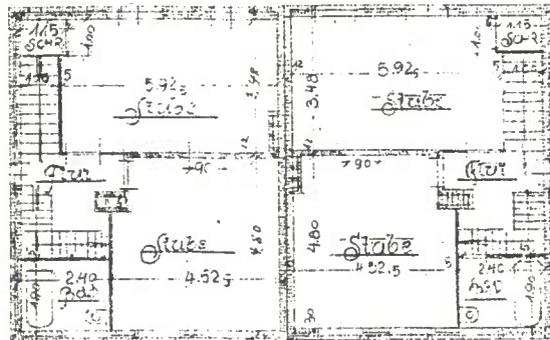
Typ 2 a - Doppelhaus



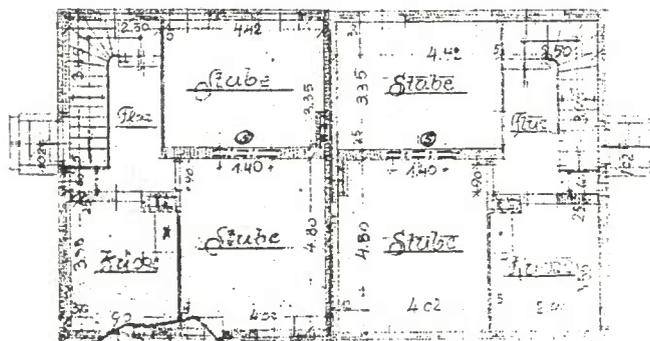
STIRNANSICHT



STRASSENANSICHT



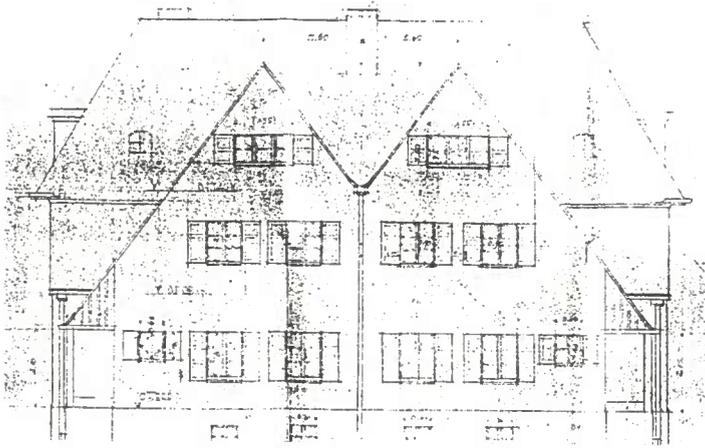
OBERGESCHOSS



ERDGESCHOSS

IM MASSTAB 1 : 200

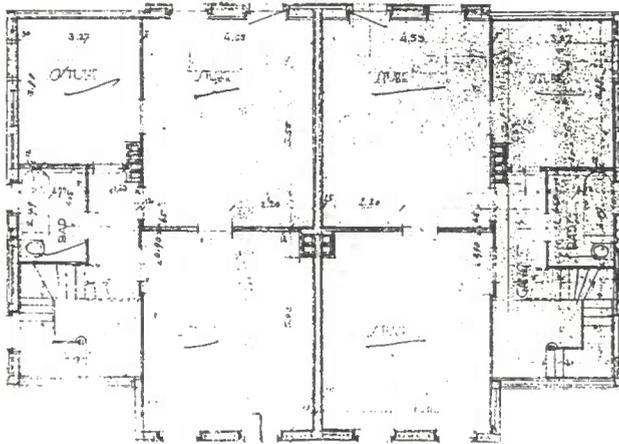
Typ Doppelgiebelhaus



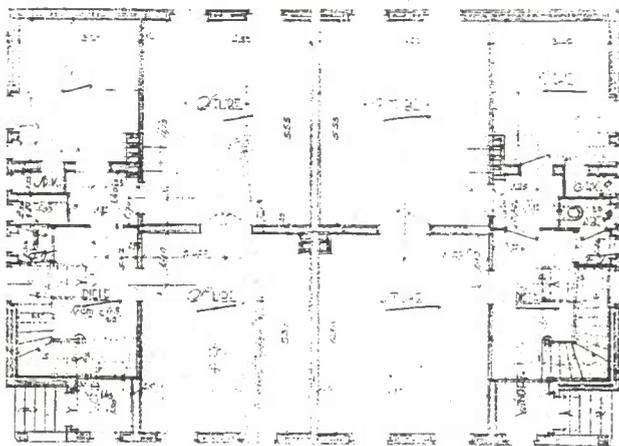
STRASSENANSICHT



STIRNANSICHT



OBERGESCHOSS



ERDGESCHOSS

IM MASSTAB 1 : 200

Typ 3 a - Doppelhaus



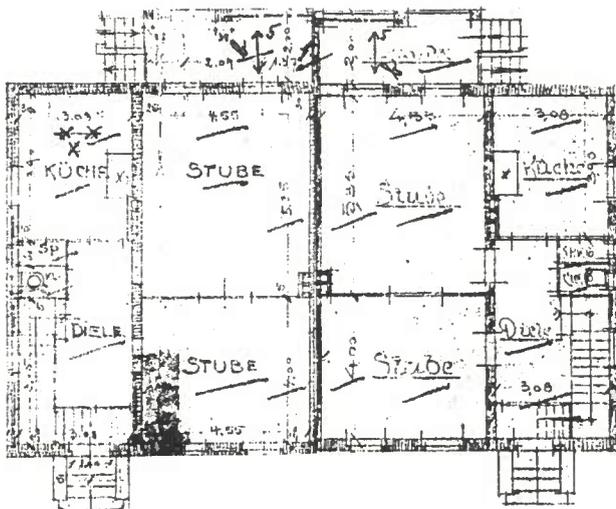
STRASSENANSICHT



STIRNANSICHT



OBERGESCHOSS



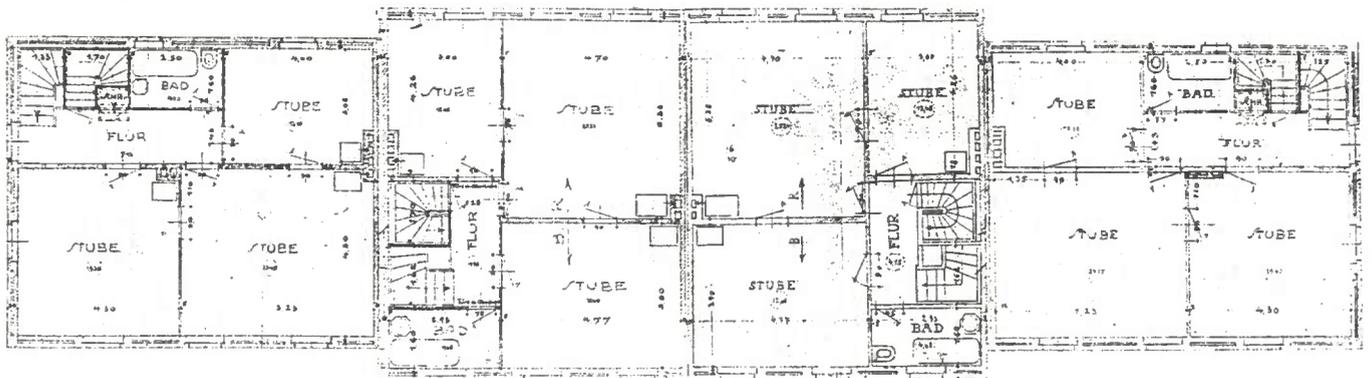
ERDGESCHOSS

IM MASSTAB 1 : 200

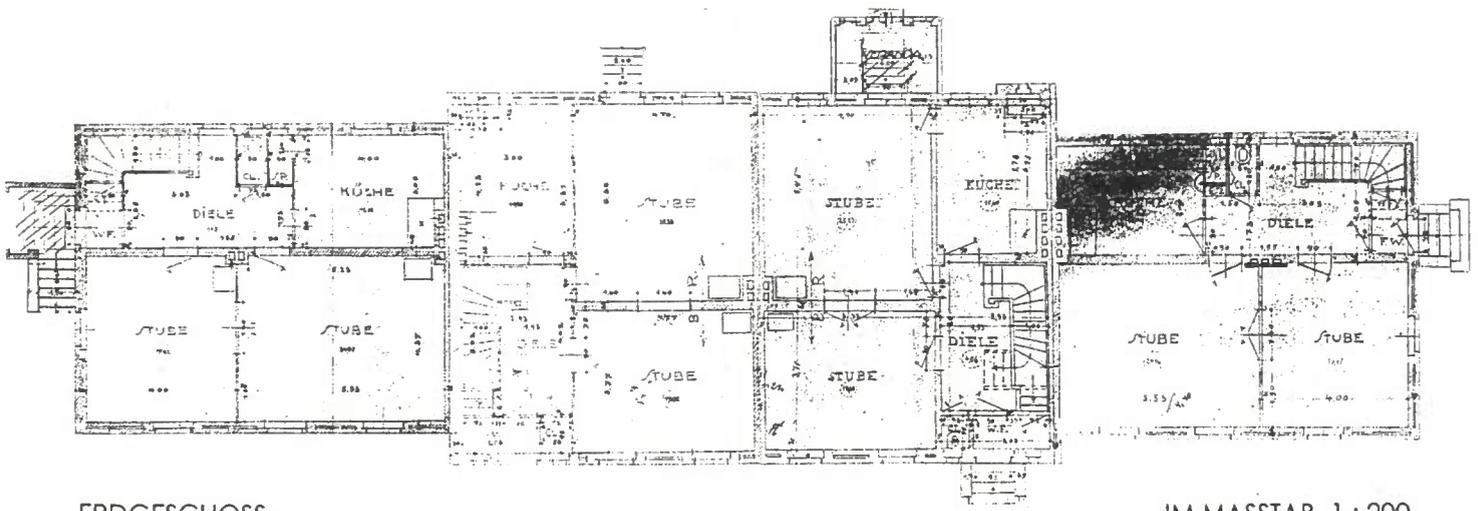
Typ 3 R - Viererreihenhaus



STRASSENANSICHT



OBERGESCHOSS



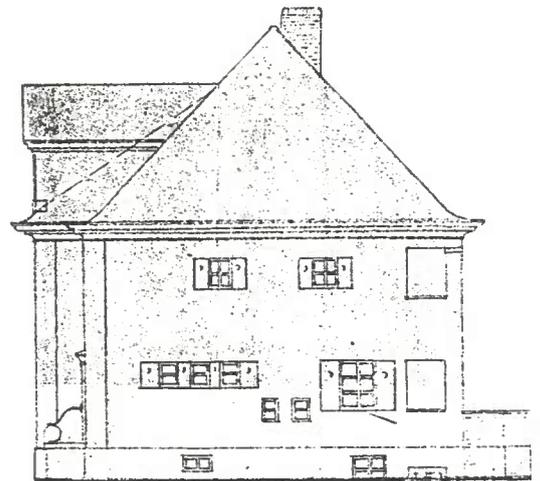
ERDGESCHOSS

IM MASSTAB 1 : 200

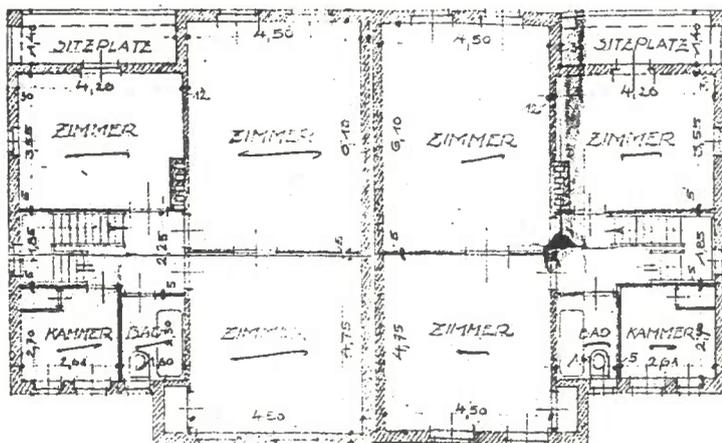
Typ S - Doppelhaus



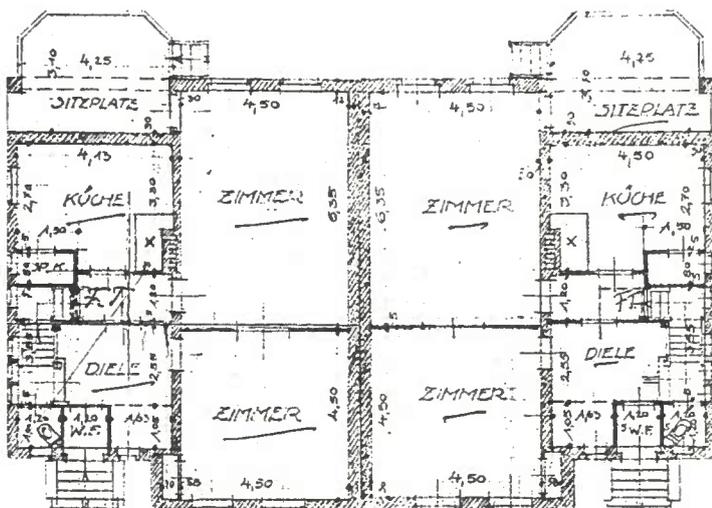
STRASSENANSICHT



STIRNANSICHT



OBERGESCHOSS



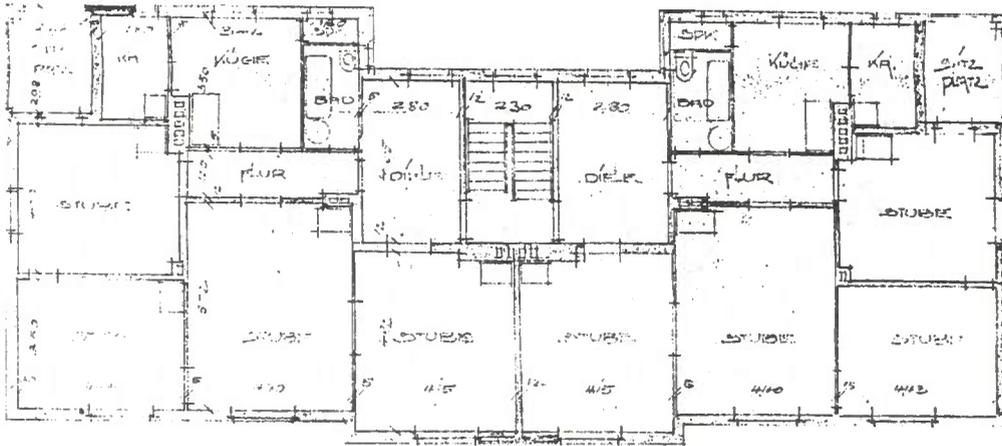
ERDGESCHOSS

IM MASSTAB 1 : 200

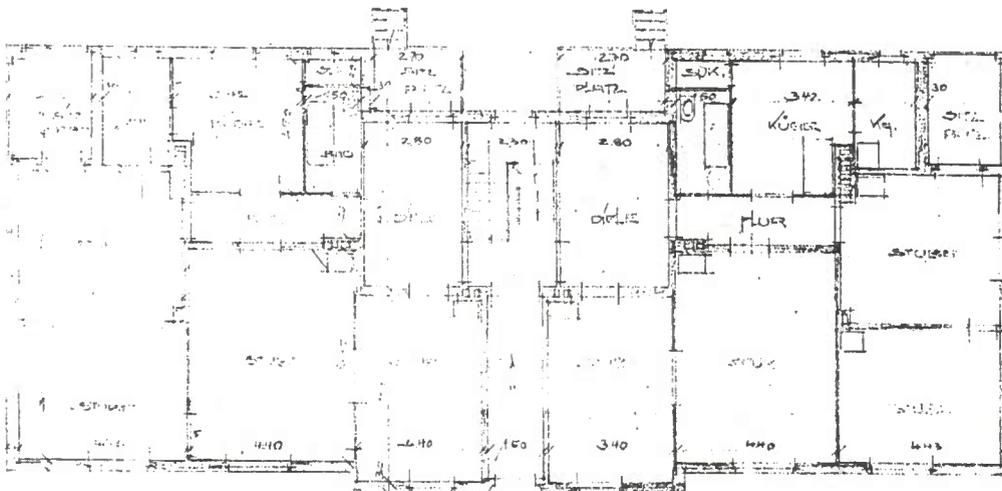
Sondertyp Mehrfamilienhaus



STRASSENANSICHT



OBERGESCHOSS



ERDGESCHOSS

IM MASSTAB 1 : 200

EIN KAUFVERTRAG

II.

der Gewährleistung zulässt. Etwaige Ansprüche aus der Bauausführung gegen die in Frage kommenden Bauunternehmer tritt die Verkäuferin hierdurch an den Käufer ohne Gewährleistung ab.

Die haftpflichtige Unternehmerin ist die Continentale Bau A. G. Berlin W.8 Pariserplatz No.2a. Die Dauer der Haftpflicht wird dem Käufer auf Verlangen von der Verkäuferin mitgeteilt werden.

§ 4.

Die Uebergabe des Grundstücks ist erfolgt. Nutzungen und Lasten des Grundstücks gehen mit dem.....auf den Käufer über.

§ 5.

Der Kaufpreis beträgt.....*27.352,000*.....M.-

a) Der Käufer hat an die Verkäuferin bereits gezahlt:.....M.....M. b) Der Käufer zahlt an die Verkäuferin beim Abschluss dieses Vertrages vor der Auflassung.....

Insgesamt:

§ 6.

Dem Käufer ist bekannt, dass in Abteilung II des Grundbuchs eingetragen steht:

- 1.) eine Last zugunsten der Charlottenburger Wasserwerke, 2.) eine beschränkte persönliche Dienstbarkeit zugunsten des Wohnungsverbandes Gross-Berlin des Inhalts, dass der Eigentümer des Grundstück nur im Sinne der Kleinwohnungsfürsorge verwenden darf, 3.) ein Vorkaufrecht für alle Verkaufsfälle zugunsten der Stadtgemeinde Berlin(Siedlungsamt) Der Käufer hat bei der Auflassung auf dem erworbenen Grundstück eintragen zu lassen: a) eine Grunddienstbarkeit zu Gunsten des jeweiligen Eigentümers der beiderseitigen Nachbargrundstücke, dass Nebenanlagen z.B. Kleintierställe, Schuppen, Komposthaufen, Holzstapel und

K a u f v e r t r a g

Zwischen

der Gemeinnützigen Baugesellschaft „Berlin-Heerstrasse m.b.H.“ zu Charlottenburg 9, Soldaerplatz am Bahnhof Heerstrasse (im Folgenden die „Verkäuferin“ genannt)

und

dem *Angelpunkt Weintrauben* *Kaufmann Fleischer* wohnhaft zu *Charlottenburg, Fochweg 19* (im Folgenden der „Käufer“ genannt) wird folgender Vertrag geschlossen.

§ 1.

Die Verkäuferin ist eingetragene Eigentümerin des zu Grunewald-Forst belegenen, im Grundbuch des Amtsgerichts Charlottenburg von Grunewald-Forst Band. *AC 84*.....Blatt. *84*.....verzeichneten Grundstücks. Das Grundstück stellt mit den Nachbargrundstücken und in Verbindung mit den dazu gehörigen Strassen und Wegen die als Siedlung „Berlin-Heerstrasse“ bezeichnete Wohnsiedlung dar. Die Verkäuferin verkauft hiermit dieses Grundstück bestehend aus der Katasterparzelle *52/91*.....Kartenblatt.....in der Grösse von *587*.....qm an den Käufer.

§ 2.

Der Eigentums-Uebergang umfasst die auf dem Grundstück befindlichen Gebäude und diejenigen Einfriedigungen, welche auf der diesem Verträge beigelegten Skizze mit Doppellinie bezeichnet sind.

§ 3.

Der Käufer übernimmt das Grundstück nebst den mitberechtigeten Gebäuden und Einfriedigungen, wie alles steht und liegt. Jede Gewährleistung der Verkäuferin für Grösse und Beschaffenheit ist sowohl hinsichtlich des Bodens, wie hinsichtlich der Gebäude und Einfriedigungen ausgeschlossen, soweit das Gesetz einen Ausschluss der

~~Die Kosten der Instandsetzung des gemeinschaftlichen Kabels die durch höhere Gewalt oder Abnutzung notwendig wird, muss vom Käufer gemeinschaftlich mit den übrigen beteiligten Grundstückeigentümern getragen werden.~~

~~Bei einer etwaigen Verküperung des Grundstücks muss der Käufer dafür Sorge tragen, dass der Erwerber die gleiche Verpflichtung gegenüber der Verkäuferin übernimmt.~~

~~Der Käufer bewilligt und beantragt im Grundbuche des erworbenen Grundstücks eine entsprechende Grunddienstbarkeit zugunsten der Verkäuferin einzutragen.~~

§ 9.

Die Kosten der Eigentums-Übertragung übernimmt der Käufer, welcher hierdurch die Befreiung von der Grunderwerbsteuer gemäss § 8 Nr.9 des Grunderwerbsteuergesetzes vom 12.9.19 beantragt.

Charlottenburg, am 6. Sept. 1923

W. Sporn
W. Sporn
W. Sporn

Die Eintragung der in vorstehendem Vertrage vereinbarten Grunddienstbarkeiten (§§ 6a und b) und 8) wird hiermit vom Käufer bewilligt und beantragt.

Charlottenburg, den 6. Sept. 1923

III.

Ähnliches nur an der rückwärtigen Grenze des belasteten Grundstücks angelegt werden dürfen.

Keine Grunddienstbarkeit zugunsten der Verkäuferin, als der Eigentümerin des Stammgrundstücks Grünwald-Forst Blatt 201 von welchem das zu belastende Grundstück abgeschrieben ist, dass die auf dem Grundstück stehenden Bäume (Kiefern) nur mit Zustimmung der Verkäuferin gefällt werden dürfen. Der Käufer verpflichtet sich, für jeden Fall der Zuwiderhandlung an die Verkäuferin den zehnfachen Betrag des von der städtischen Parkverwaltung Charlottenburg festgestellten Werts der gefällten Bäume als Vertragsstrafe zu zahlen. Die Kosten der Wertfeststellung hat Käufer zu tragen. Auf dem Grundstück befinden sich zur Zeit *11. Kiefern*.

§ 7.

Scheidewände und Regenrohre zwischen Baulichkeiten, die zu verschiedenen Grundstücken gehören, stehen im gemeinsamen Eigentum der beteiligten Grundstücksbesitzer. Änderungen an den Scheidewänden und Regenrohren sind nur nach schriftlicher Zustimmung der Mitigentümer zulässig.

§ 8.

Dem Käufer ist bekannt, dass für die elektrische Lichtanlage ein Versorgungskabel zwischen den 25 Häusern des II. Bau- teils in der Neidenburgallee und zum Teil in der Neufort Allee verlegt und diese Häuser an das gemeinschaftliche Kabel angeschlossen sind. Der Käufer ist verpflichtet, das gemeinschaftliche Kabel stets an seiner Stelle zu belassen, es nicht zu beschädigen und das Betreten des Grundstücks zwecks Vornahme von Ausbesserungen pp. zu gestatten, sodass eine ungehinderte Stromzuführung erfolgen kann. Die Beschädigungen die vorzüglich oder durch Fahrlässigkeit des Käufers an dem Kabel entstehen, hat er auf seine Kosten zu beseitigen, er haftet für ~~allen Schaden der den Mitberechtigten entsteht.~~

V. ANHANG: DIE SIEDLUNG HEERSTRASSE IN KINDERBÜCHERN

„... UND JEDEN SAMSTAG BADEN.“

(AUSZUG AUS DEM GLEICHNAMIGEN 1987 BEI ROWOHLT/
ROTFUCHS ERSCHEINENEN TASCHENBUCH)

ROSWITHA FRÖHLICH

Die Autorin wuchs in der Marienburger Allee 13 auf und schildert in diesem Buch Kindheitserinnerungen.

Als es noch kein Fernsehen gab oder die olle Schrocken

Wenn einer wissen will, ob ich damals, als ich sechs Jahre alt war, viel fernsehen durfte, kann ich nur lachen. Es gab nämlich noch gar kein Fernsehen! Das war im Jahr 1930, und wer spannende, bewegliche Bilder sehen wollte, ging ins Kino und sah sich seine Filmhelden an. Auch mit dem Radio war's so eine Sache. Nur die Eltern von Achim im Haus gegenüber hatten ein Ding, und Achim gab ziemlich damit an. Das war ein brauner, viereckiger Kasten mit riesigen, gelben Knöpfen zum Ein- und Ausschalten. Bei Achim gab's auch eine Art Waschmaschine, die wurde mit der Hand betrieben. Jeden Freitag, wenn Achims Mutter Washtag hatte, gab's bei ihnen nur Linsensuppe und Achim sah zu, daß er woanders essen konnte. Meine Eltern hatten keine Waschmaschine. Deshalb kam einmal im Monat die olle Schrocken zu uns, das war unsere Waschfrau. Sie hieß in Wirklichkeit Frida Schrock. Aber weil sie genau wie wir in Berlin lebte, nannten sie alle Leute nur „die olle Schrocken“. Auch sie selber nannte sich so.



Manchmal leistete ich ihr unten in der dampfigen Waschküche Gesellschaft und sah zu, wie sie, über eine große Zinkwanne gebeugt, unsere Wäsche auf dem Waschbrett schrubbte. Das war ein gewelltes Blech in einem Holzrahmen, das schräg in die Wanne

gestellt wurde, damit man besser hin- und herrubbeln konnte. „Da kiekste, wa?“ sagte sie manchmal zu mir, wenn ich so neben ihr stand. Oder sie sagte ihren Lieblingsspruch: „Jloobe mir, jloobe mir, Schrullemann kann nischt dafür. „Die olle Schrocken war klein und ziemlich dick und kam immer fürchterlich ins Schwitzen beim Waschen. Darum zog sie sich jedesmal bis aufs Hemd aus, bevor sie an die Arbeit ging. Ihr Unterhemd fand ich sehr schön. Es war schneeweiß, aus gestärktem Stoff und hatte ganz breite Träger mit Spitzen dran. Einmal habe ich auch ihre Unterhose gesehen. Die war an das Hemd angeknöpft und hatte hinten eine große Klappe. Meine Mutter trug ganz andere Wäsche- aus rosa Trikot. Die mußte die olle Schrocken immer extra waschen, damit sie nicht färbte.

Manchmal erzählte die olle Schrocken auch von ihrem Sohn, dem Egon. Für den packte sie immer die Frühstücksbrote ein, die sie bei uns bekam. „Damit der Junge ooch wat hat...“ sagte sie. Einen Mann hatte die olle Schrocken nicht. Jedenfalls kam es mir so vor. Meine Mutter allerdings behauptete, sie hätte mal einen gehabt, aber der sei „auf und davon“ und das sei ein „ganz verkommenes Subjekt“ gewesen.

Übrigens habe ich die olle Schrocken später einmal wiedergetroffen. Das war im Krieg, als es schon längst keine Arbeit mehr gab für Waschfrauen. Da hat sie geweint und mir erzählt, daß der Egon in Frankreich gefallen sei, als Soldat. Und ich habe an die Frühstücksbrote gedacht, und daran, daß sich die olle Schrocken nun ganz umsonst für den Egon abgeschuftet hatte.

Lisa und ich

Habe ich schon von Lisa erzählt? Sie war meine beste Freundin und wohnte zwei Häuser weiter. Wenn wir uns verabreden wollten, brauchten wir nur dreimal „Huahu“ zu rufen -das war unser Geheimruf - und abzuwarten, ob der Gegenruf ertönte. Am besten klappte es mit dem Rufen, wenn ich mich -dabei oben aus meinem Dachzimmerfenster beugte und Lisa auch gerade in ihrem Dachzimmer war. Dann schwebte unser „Huahu“ zwischen den Kiefern in unseren Gärten direkt von einer zur anderen. Das war fast so gut wie ein Telefon.

Lisa war kleiner und zierlicher als ich. Darum konnte sie auch besser Seilhüpfen. Wenn sie es hundertmal geschafft hatte, ohne das Seil zu berühren, kicherte sie immer mit ganz hoher Stimme vor sich hin, und ich wußte nicht, ob ich mich über sie ärgern oder sie bewundern sollte.

Auch im Stelzenlaufen war Lisa besser. Sie konnte es sogar auf einem Bein, wobei sie die eine Stelze lässig über die Schulter schwang und über das Kopfsteinpflaster hüpfte, als sei es das Einfachste von der Welt.

Einmal ist Lisa sogar fotografiert worden bei diesem Kunststück. Das kam so: Lisa und ich übten gerade „Drei vor, zwei zurück“, als eine höchst merkwürdige Gestalt in unsere Straße bog und kichernd vor uns stehenblieb. Das Kichern klang noch höher als das von Lisa beim Seilhüpfen. Die Gestalt war klein,

hatte pechschwarze Haare und Schlitzaugen und trug einen riesigen Fotoapparat bei sich. Nur ihr Anzug war ganz normal. Sie trug Hosen, also war es ein Mann. „Ob das etwa ein Japaner ist?“ flüsterte ich Lisa zu. Ich hatte nämlich noch nie einen Japaner gesehen, jedenfalls keinen lebendigen. „Ich glaube, der will uns fotografieren,“ flüsterte Lisa zurück. Da hielt der Mann auch schon seinen Fotoapparat vors Gesicht, ging in die Knie und wedelte mit der rechten Hand herum, als ob er uns ein Zeichen geben wollte. Lisa wußte sofort, worauf es jetzt ankam. Schwungvoll warf sie die eine Stelze über die Schulter und hüpfte hin und her. „Scheen! Scheen! Dankescheen!“ rief der Mann. Dann machte es dreimal „Klick“, und Lisa und der Mann kicherten um die Wette. Ich war etwas neidisch auf Lisa. Denn vor lauter Schreck war ich schon beim ersten „Klick“ gestolpert und stand ziemlich jämmerlich neben ihr. Der Mann verbeugte sich sogar vor Lisa, bevor er kichernd davontrippelte. Und das war nun wirklich ein bißchen übertrieben, fand ich.

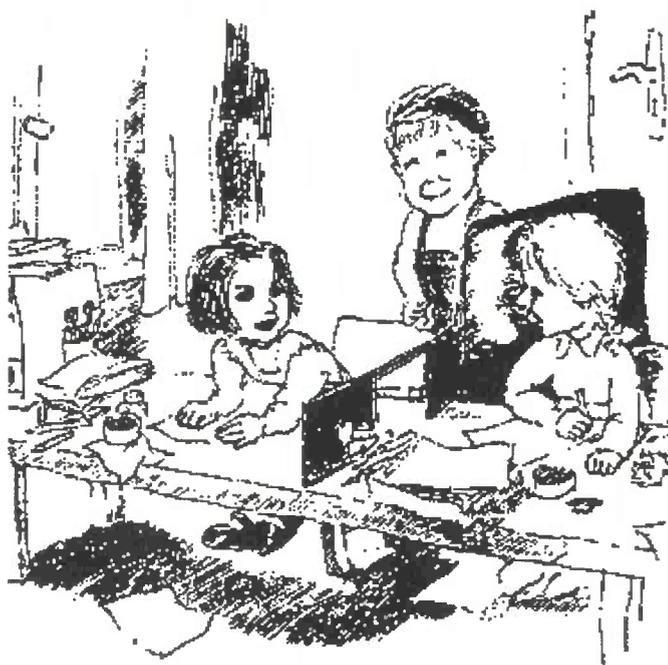
Im Winter, wenn es draußen zu kalt war, spielten Lisa und ich am liebsten „Büro“. Lisas Vater war nämlich bei einer Behörde beschäftigt, darum kannte sie sich ziemlich gut aus.

Mein Zimmer war der Büroraum. Er bestand aus allem, was auch sonst dort herumstand, und aus einem großen Tisch. Den hatten wir vom Speicher geholt. Auf der Mitte des Tisches war eine Trennwand angebracht, mit einer Durchreiche-Klappe für eilige Erledigungen. Vor dem Tisch standen unsere Stühle, ebenfalls durch eine Wand getrennt, so daß es aussah wie zwei Schalterplätze, und auf jedem Platz befand sich alles, was zu einem Büro gehört. Zunächst einmal viele Büroklammern, weil wir ja dauernd etwas abheften mußten. Dann natürlich viel Papier, Rotstifte, Tinte und Federhalter und ein Ding, das ungefähr so aussah wie ein Aktenordner. Stempel besaßen wir leider nicht, obwohl Stempeln eigentlich das Wichtigste von allem war. Darum machten wir einfach eine Faust und klopfen mit den Fingerknöcheln auf unsere amtlichen Mitteilungen- immer im gleichen Stempelrhythmus. Tack tack, tack tack, tack tack. Kurz lang, kurz lang, kurz lang. Es klang genauso wie richtiges Stempeln. Natürlich stempelten wir nur, nachdem wir unterzeichnet hatten. Lisas Unterschrift sah anders aus als meine. Sie war gerader und ordentlicher, während es bei mir mehr wie ein Schnörkel wirkte.

Einmal kam Achim von gegenüber, um uns zu stören. Achim wollte nämlich immer mitspielen, aber Lisa und ich fanden ihn viel zu blöd dazu. Ich wollte gerade zu Lisa sagen: „Würden Sie bitte umgehend die Akte Meier erledigen!“ - wir sagten immer Sie zueinander bei der Arbeit -, als Achim plötzlich im Zimmer stand und herausfordernd grinste. „Hau ab!“ sagte Lisa. «Das Betreten des Raumes ist untersagt!» Auch ich wollte mich dazu äußern, aber es war zu spät. Mit einer heftigen Handbewegung stürzte sich Achim auf einen Stapel leerer Briefumschläge, die wir gesammelt und oben auf den Aktenordner gelegt hatten, und schmiß sie auf den Boden.

„Lügner! Lügner! Lügner!“ rief er. „Das sind ja gar keine Büro-

briefe! Das sind ja nur leere Umschläge! Ihr seid ja gar nicht der Magistrat!“ Magistrat- das Wort kannte er von uns. Wir hatten nämlich mal vor ihm damit angegeben. Dann bohrte er triumphierend seinen Zeigefinger in einen der Umschläge, hielt ihn wie eine Fahne in die Höhe und rannte wieder hinaus. Lisa und ich brauchten eine Weile, bis wir was sagen konnten. „Der ist ja bloß neidisch“ sagte Lisa ziemlich leise. „Der hat ja keine Ahnung vom Magistrat“, sagte ich noch leiser. Dann standen wir auf, suchten die Briefumschläge zusammen und versuchten weiterzuspielen. Aber irgendwie machte es keinen Spaß mehr. Nicht einmal das Stempeln. Wir haben dann ziemlich bald die Schalter geschlossen und sind zu Lisa gegangen, um was anderes zu spielen. An Achim haben wir kurz darauf Rache genommen für seine Spielverderberei. Er ist nämlich Ostern zur Schule gekommen, und da haben wir allen Leuten erzählt, daß er noch in die Hosen macht.



WALDSCHULKINDER

(AUSZUG AUS: PROFESSORS ZWILLINGE IN DER WALDSCHULE, 1. AUFLAGE 1922, ZUSAMMENGESTELLT VON BRIGITTA KUNTZSCH)

ELSE URY

Else Ury, geb. 1877, eine glühende deutsche Patriotin, wurde im Januar 1943 in Auschwitz ermordet. An ihrem Wohnhaus in der Kantstraße (Ecke Schlüterstraße) ist eine Gedenktafel angebracht.

Ein häßlicher, grauer Regentag war es, an dem Professors Zwillinge zum erstenmal in die neue Schule gehen sollten. So ein kalter, ungemütlicher Apriltag mit Regengüssen, von Hagelschau-

ern durchsetzt. Große Eiskörner sprangen an das Fensterglas der Kinderstube. Tiefhängende, schwarze Wolken jagten am Himmel einher. Herbert und Suse erschienen, bereits zum Fortgehen gerüstet, am Frühstückstisch. Beide trugen Wadenstrümpfe und Sandalen. Die Mutter traute ihren Augen nicht, als sie die zwei erblickte.

„Ja, Kinder, seid ihr denn nicht gescheit! Wollt ihr in dem Aufzug in den Regen hinaus?“ „Na, wenn heute das Sommerschulhalbjahr beginnt“, wandte Herbert ein. „Und wenn wir doch in eine Waldschule gehen, dann müssen wir auch Sommersachen tragen“, unterstützte ihn Suse. „Es ist überhaupt schon viel zu spät dazu. Zehn Minuten vor acht müssen wir uns am Bahnhof Heerstraße versammeln.“

„Frühstücksstullen - wir haben ja noch kein Frühstückspaket, Mutti“, erinnerte Suse. „Braucht ihr nicht. Ihr bekommt Essen in der Waldschule.“

Frau Professor Winter begleitete ihre Zwillinge das erstmalig zum Treffpunkt, wo die Lehrer die Schüler und Schülerinnen der Waldschule in Empfang nahmen. Auch Bubi gab ihnen das Geleit.



Der Wind blies eisig über das freie Gelände. Am Reichskanzlerplatz hingen sich die Kinder fest an Mutters Arm, um nicht fortgeweht zu werden. Man konnte keinen Schirm aufmachen.

Auch Bubi fand, daß es ein Hundewetter war.

„Wie schön warm muß es jetzt bei Vati in Italien sein!“ sagte Herbert sehnsüchtig. Auch Mutters Gedanken weilten wie meist sehnsuchtsvoll in der Ferne. „Warum müssen wir auch in die olle Waldschule gehen!“ Suse schauerte vor Kälte ordentlich zusammen. Sie stellte sich die Waldschule besonders kalt und ungemütlich vor.

Bei dem Hagelschauer, der wie spitze Stecknadeln piekte, konnte man die Augen kaum aufmachen. So sahen die Zwillinge nicht, daß ihnen noch andere Haulemännchen folgten. Drei an der Zahl waren es, zwei Mädels und ein Bübchen. Sie waren aus dem großen Hause, das gegenüber der Winterschen Wohnung lag, gekommen. Eine, zwei, drei, vier Straßenbahnen, alle mit Schulkindern gefüllt, sausten vorüber. Das waren alles Waldschulkinder.

Der Bahnhof Heerstraße war nicht weit. Dort hatten sich schon mehrere Damen, Herren und viele Kinder, Jungen und Mädels, eingefunden. Sie gehörten alle zur Waldschule. Man wartete nur noch auf den Zug, der die Charlottenburger und Berliner Kinder brachte, soweit sie nicht mit Straßenbahn, mit Rädern oder zu Fuß kommen konnten. Professors Zwillinge, die als „Neue“ eingehend gemustert wurden, sahen sich ihrerseits die künftigen Schulkameraden ebenfalls neugierig an. Frau Professor Winter hatte sich inzwischen dem Herrn Direktor, der ebenfalls seine Kinder dabei hatte, und den übrigen Lehrern vorgestellt.

„Also, das sind unsere neuen Hertaner“, sagte der Herr Direktor, den beiden fremden Kindern freundlich die Hand reichend. „Es wird euch sicher bei uns gefallen. Wir arbeiten fleißig in der Waldschule, aber wir sind auch lustig miteinander. Nicht wahr, Kinder?“ „Ja!“ riefen die alle mit hellen Stimmen. Das klang in den grauen Aprilmorgen wie Lerchenschlag.

Nach kurzem Marsch war die Waldschule erreicht. Schüler und Lehrer teilten sich. Der eine Teil wandte sich der Volksschule zu, der andere dem Gymnasium. Es war ein großes Waldgelände, auf dem mehrere Holzbaracken und überdachte Hallen errichtet waren.

Ein niedliches, braunes Hündchen bewillkommnete die Schar mit lustigem Gebell. Das war „Türko“, der vierfüßige Freund aller Waldschulkinder. Suse hielt sich fest an Herberts Hand. Trotzdem sie an Bubi daheim gewöhnt war, betrachtete sie den fremden Köter mit geheimem Mißtrauen.

Die Zwillinge folgten den anderen Kindern in die hinter den Wirtschaftsräumen gelegene Kleiderablage. Dort hatte jedes Kind sein Fach. Dieselben waren alphabetisch nach dem Namen der Schüler geordnet. Auch Herbert und Suse bekamen ihr Fach. In jedem befand sich eine Decke für die Liegestunde. Außerdem die Schulbücher der Kinder, die nicht mit nach Hause genommen werden durften, da die Schularbeiten gleich während der Arbeitsstunde in der Waldschule erledigt wurden. Decke und Bücher waren mit einer Nummer versehen. Das Fach, in das sie gehörten, trug dieselbe Nummer.

Nachdem man sich der nassen Überkleider entledigt hatte, ging

es zu den Klassenräumen. Jede Klasse war eine Holzbaracke. Lichtgrün waren sie angestrichen mit leuchtend blauen Regengossen und braunroten Türen. Lustig blickten sie selbst in diesen griesgrämig grauen Regentag.

„Hier gehört ihr nicht hin, ihr Zwergenvolk“, sagte ein langaufgeschossener Junge, auf die Zwillinge mit Gönnermiene herablickend. „Hier ist die Tertia. Ihr müßt ein Haus weitergehen.“

Lisa Licht nahm sich zum Glück der beiden Neuen an. „Kommt nur mit mir. Ich bin ja auch in der Sexta.“

So, nun waren sie endlich am richtigen Ort. Mit großen Augen sahen sie sich in der neuen Klasse um. Ebenso freundlich wie von außen sahen die Holzhäuschen von innen aus. Die Wände unten blau, oben leuchtend gelb angestrichen. Ein gemütlicher brauner Kachelofen in der Ecke. Ach, und so viele Fenster! „Sieh nur, Herbert, lauter Fenster, die ganze Wand entlang“, flüsterte Suse. Das war in ihrer früheren Schule nicht gewesen.

Herbert aber hatte anderes zu beobachten. „Du, Suse, was sind denn das für Klappen da oben an der Wand und auch über den Fenstern?“ überlegte er.

„Luftklappen“, sagte der eintretende Lehrer hinter ihnen, der diese Frage gehört hatte. „Da werden Schüler, die nicht ihre Pflicht tun oder den Unterricht stören, an die Luft gesetzt“, fügte er scherzend hinzu.

„Ist ja gar nicht wahr - die Klappen sind ja für die kalte Jahreszeit, um immer frische Luft in die Klasse zu lassen“, riefen die anderen Kinder. „Stimmt, ihr Schlauköpfe. Und nun setzt Euch auf Eure Plätze. Weil ihr Zwillinge seid. Setzt Euch hier in die letzte Reihe. Und nun wollen wir mit der Rechenstunde beginnen“. Hand in Hand ließen sich Professors Zwillinge auf den ihnen angewiesenen Stühlen nieder. Die Stunde nahm ihren Anfang. Man hatte Bruchrechnung.

Der Lehrer zog einen Apfel aus der Tasche. „Was ist das?“ fragte er.

„Ein Apfel“, rief die Klasse.

„Das ist ein ganzer Apfel oder ein Ganzes. Nun, schneide ich den Apfel durch, was erhalte ich da? Das wird uns die neue Suse sagen.“ Diese fuhr empor. Sie hatte soeben mit Erstaunen festgestellt, daß der Lehrer hier in der Waldschule nicht auf einem erhöhten Katheder wie in der früheren Schule, sondern zu ebener Erde seinen Tisch hatte. Jetzt sah sie fragend zu dem Bruder, von dem ihr stets Hilfe zu kommen pflegte. Aber als der stumm blieb, wohl um in der neuen Schule nicht gleich wegen Vorsagen gerügt zu werden, rief sie: „Zwei Äpfel.“ Ja, was hatte die Suse auch inzwischen alles in der neuen Klasse anzuschauen gehabt. Ihr gerade gegenüber hing ein wunderhübsches Bild an der Wand. Eine Berglandschaft stellte es dar. Vielleicht Freiburg, wo die Großeltern wohnten. Eine Postkutsche fuhr langsam die Straße hinauf. An der Längswand der Klasse gab es ebenfalls Bilder. Das war sicher Schneewittchen mit den sieben Zwergen. Dort das schlafende Dornröschen und hier Hänsel und Gretel vor dem Knusperhäuschen. Und selbst an den Fenstern hingen Bilder. Aber Suse kam nicht mehr dazu, dieselben zu studieren.

Die Stimme des Lehrers riß sie aus ihrer Unaufmerksamkeit.

„Da haben wir wohl ein Traumsuschen bekommen. Die richtige Antwort braucht man nicht immer zu wissen. Aber aufpassen muß jedes Kind. Nun wollen wir zum Schluß noch ein bißchen das große Einmaleins wiederholen.“

„Sieben mal sechzehn - neun mal achtzehn - zwölf mal elf -.“ Schlag auf Schlag kam die Frage und Antwort. Hören und Sehen konnte einem dabei vergehen. Manchmal stockte es ein wenig, um dann um so schneller wieder über einen dahinzubrausen. Professors Zwillinge saßen da wie unter einem Platzregen. Sie waren von ihrer früheren Schule her nicht solch ein forsches Examinieren gewöhnt. Selbst Herbert konnte nicht mit. Aber lustig war es schon. Knallrote Backen hatten alle Kinder vor Eifer bekommen. Und als jetzt eine Glocke das Ende der Stunde anzeigte, sagte Herbert zur Schwester: „Heute abend wird das große Einmaleins gepaukt, Suse. So doof dürfen wir nicht wieder dabei sitzen.“

Freilich nachher in Französisch waren die Zwillinge nicht mehr ganz dabei. Obwohl Fräulein Schmidt den Kindern die ihnen noch fremde Sprache so anregend wie möglich zu machen suchte. Trotzdem die Lehrerin die ersten französischen Sätze aus ihrer Umgebung, aus dem, was die Kinder sahen, bildete, ermüdeten sie doch. Nachdem sie noch gelernt hatten, daß es viele Kinder in der Klasse gäbe, Jungen und Mädchen, und daß jedes Kind zwei Augen, eine Nase und einen Mund habe, war die erste französische Stunde vorüber. Der Magen konnte nun endlich zu seinem Recht kommen.

„Wir müssen in den Eßsaal gehen, dort gibt es Frühstück“, sagte Lisa, von jeder Seite einen Zwilling unterärmelnd.

„Unsere Mäntel, wo haben wir denn unsere Lodenmäntel aufgehängt?“ erkundigte sich Suse.

„Was - für die paar Schritte einen Mantel?“ lachte Lisa. „Du bist wohl aus Zucker und hast Angst, draußen beim Regen aufzuweichen?“ zog sie einer der Jungen, genannt Mülle, auf.

Suse schwieg errötend. Herbert aber stellte sich kampfbereit vor die Schwester. „Wer hat Lust, ein paar Nasenstüber zu bekommen?“ fragte er herausfordernd.

„Kinder, seid friedlich und kommt zum Frühstück herüber“, sagte da eine liebe Stimme. Es war die junge Lehrerin, die Herberts kriegerische Worte gehört hatte.

Da ging es wie die wilde Jagd über das regenfeuchte Waldgelände.

Der Eßsaal war das dem Eingang zur Waldschule nächst gelegene Holzhäuschen. Blitzsauber war es. An einem Fenster blühten lustig bunte Hyazinthen. Von der gegenüberliegenden Küchenbaracke wurden Riesenkübel dampfender Suppe auf kleinen Wagen hinübergefahren. Mamsell und eine Frau mit gutmütigem Gesicht besorgten das Austeilen.

Ein heller, lustiger Saal war es, der gleichzeitig als Zeichen- und Gesangssaal benutzt wurde. Auf einer erhöhten Balustrade stand das Klavier. Kornblumenblau getünchte Wände, rotkarierte Bauergardinen an den Fenstern, so machte der Raum ei-

nen überaus freundlich einladenden Eindruck.

Professors Zwillinge sahen vorläufig noch nichts von alledem. Die sahen nur viele, gelbe Holztische mit Bänken, viele, viele Kinder zwischen neun und vierzehn Jahren. Blonde, braun- und schwarzhaarige Kinder, rosige und bleiche Gesichter, Buben und Mädels. Alles tribbelte durcheinander wie Ameisen. Und wie in einem wohlorganisierten Ameisenstaat zog jedes seine Bahn zu dem vorgeschriebenen Platz.

Herbert blieb wie ein Lakai hinter Suses Platz stehen. An der Suppe lag ihm schon gar nichts, trotzdem sie recht gut duftete. Aber an den Riesenbergen belegter Brote, die jetzt hereingetragen wurden, hätte er gern teilgenommen.

Nachdem Suse den Teller Suppe halb ausgelöffelt hatte, legte sie den Löffel mit plötzlichem Entschluß aus der Hand.

„Komm, Herbert, isß weiter. Die Grießsuppe schmeckt fein!“

Bei Zwillingen kam es ja nicht darauf an, wenn sie von einem Teller aßen.

Herbert schüttelte den Kopf. „Nee, ich esse überhaupt keine Suppe, bloß Stullen. Dazu brauche ich keinen Sitzplatz.“

Die Frühstücksbrote schmeckten herrlich. Auch Herbert beteiligte sich eifrig am Vertilgen derselben. Er hatte inzwischen, da er keine Suppe gegessen, rechtschaffenen Hunger bekommen, als ihm die freundliche Frau noch ein Brot reichete: „Na, Kleiner, du hast wohl noch Appetit?“

Inzwischen hatte Suse ihre Augen munter umherwandern lassen. Da gab's zwei eiserne Öfen in dem Saal, zwei wunderhübsche Bilder an der Wand oben auf der Balustrade. Eins stellte eine Burg dar, das andere ein mittelalterliches Stadtbild. In der Ecke standen große Glaskästen. Was mochte dadrin sein?

Sie machte den kauenden Bruder auf diese Glasbehälter aufmerksam. „Du, Herbert, sieh mal, was ist denn das?“ Suse meinte, Herbert müsse alles wissen, was sie nicht wußte.

„Hm - das - da - das große Glasding? Vielleicht ein großes Laubfroschglas“, überlegte er.

„Hahaha, ein Laubfroschglas?“ lachte Alma ihn aus.

„Der Junge hat gar nicht so unrecht“, sagte ein Größerer, der zwei Plätze entfernt saß. „Das eine Glas ist ein Aquarium und das andere ein Terrarium.“

Keiner hatte während des Essens darauf acht gehabt, daß die sich schwer am Himmel einherwälzenden schwarzen Wolken hinter den Gipfeln der Kiefern davongesegelt waren.

„Die Sonne - die Sonne!“ rief es plötzlich hier und dort.

Der ganze Saal war erfüllt von diesem Jubellaut, von goldenem Sonnenglanz, der plötzlich all das junge Volk umspann.

„Flink - rasch hinaus ins Freie!“ Man drängte sich aus der Tür hinaus der lachenden Sonne entgegen. Den Rest der Pause mußte man sich noch tüchtig austoben. Mamsell, Frau Schulz und einige Mädels räumten die Tische ab.

„Ja, Kinder, was habt ihr denn noch hier zu suchen. Die Sonne scheint. Macht, daß ihr ins Freie kommt!“ rief Mamsell.

Da draußen gab's jetzt so viel zu sehen. Mit Tausenden Tropfendiamanten blitzten die feuchten Tannen und Kiefern. Süße

kleine Küken, zart goldgelb, vor kurzem erst aus dem Ei gekrochen, scharten sich um die Hühnermutter.

„Herbert, ach Gott, ist das niedlich! Sieh nur, das Kleinste sieht aus wie das Osterküken, das ich von der Omama bekommen habe. Und Vater Hahn ist stolz auf seine hübschen Kinderchen!“ Suse wies auf den Hahn, der sein buntes Gefieder in der Sonne spazieren führte und ab und zu ein väterliches Kikeriki ertönen ließ.

„Bienen haben wir auch“, erzählte der Große, der sich als Fremdenführer sehr wichtig vorkam. „Wir haben uns unser Bienenhaus selbst da drüben in dem Pavillon gebaut.“ „Famos!“ rief Herbert. So schön hatte er sich die Waldschule wirklich nicht gedacht. „Und dann haben wir noch ein zahmes Eichhörnchen und einen jungen Zeisig. Die Käfige haben wir uns selbst gezimmert. In diesem Sommer müssen wir uns ein kleines Reh fangen“, prahlte der Junge.

„Auf Wiedersehen!“ rief der große Junge höflich und - da ergoß sich eine Dusche über die aufkreischende Suse. Der Junge hatte im Vorbeigehen die nasse Kiefer, unter der sie gerade stand, geschüttelt.

Inzwischen hatte sich der Waldplatz geleert. Die Wippe, von der noch eben lachende Kinderstimmen erklangen, die Lauben und pilzartigen Pavillons, alles lag wieder verödet da. Drüben auf dem Turnplatz, wo die Geräte durch die Bäume schimmerten trat eine Klasse bereits zum Turnunterricht an. Ein Lehrer kommandierte mit lauter Stimme in das Frühlingsjubelieren der Vögel hinein. Nun aber flink zurück in die Sexta. Ja, wo war die bloß? Keiner von den Zwillingen hatte sich das Holzhäuschen gemerkt. Sie sahen ja auch alle ziemlich gleich aus.

„Du hättest doch auch aufpassen können, Suse -.“

„Na, ich dachte, du weißt es, Herbert -“, und dann mußten sie alle beide lachen. „Die Sexta wird Zeichnen haben. Seht mal in den Eßsaal. Ihr wißt doch, da ganz vorn, wo es Frühstück gegeben hat.“

Ja, das wußten sie noch gut. Aber so sehr eilig hatten sie es trotzdem nicht. Hier draußen war es entschieden schöner. Da war der Buddelplatz, an dem merkwürdige unterirdische Stollen und Gänge sichtbar waren. Herbert mußte unbedingt erst noch untersuchen, ob das ein Bergwerk oder einen Dammrutsch vorstellen sollte. Suses scharfe Augen hatten inzwischen nach dem Regen Anemonen, Gänseblümchen und Waldveilchen in dem Moos entdeckt. Geschwind ein Sträußchen für die Mutter gewunden zum Zeichen, daß sie auch mal an die Mutti daheim gedacht hatte. „Dort drüben ist die Sexta - schnell zur Stunde!“

„Zum Zeichensaal“, setzte Suse, höchst unnötigerweise nach Ansicht des Bruders, hinzu.

„Also dann marsch in den Zeichensaal! Die Unterrichtsstunden sind zum Lernen und die Pausen zur Erholung da. Das merkt euch nur gleich von Anfang an.“ Der Eßsaal hatte ein anderes Gesicht bekommen. Statt über die Teller waren die Köpfe eifrig über die Zeichenhefte geneigt. Ja, das war die Sexta.

Nach Beendigung des Zeichenunterrichts war Arbeitsstunde. Die Aufgaben wurden draußen in der Waldschule angefertigt.

Häusliche Arbeiten gab es nicht. Die nette junge Lehrerin, Fräulein Ludwig, beaufsichtigte die Arbeitsstunde, daß nicht geschwätzt, daß kein Unfug getrieben wurde oder daß gar einer von dem anderen abschrieb. Das Mittagessen nach getaner Arbeit mundete herrlich. Blasse Kinder erhielten dazu einen großen Becher Milch. Rotkohl mit Rührkartoffeln und Würstchen war gerade das Leibgericht von Professors Zwillingen. Noch besser hätte es ihnen freilich geschmeckt, wenn nicht gerade die Alma ihnen gegenüber gesessen hätte. Vor jedem Platz lagen zwei herrliche Äpfel zum Nachtisch.

Der Direktor betrat den Eßsaal. „Kinder, die Sonne scheint jetzt herrlich warm draußen. Ihr habt heute Liegestunde“, verkündete er.

„Och nee - wir wollen lieber Bucker spielen. Wir haben schon so lange nicht Murmeln gespielt“, ließen sich hier und da unzufriedene Stimmen hören. Aber nur ganz gedämpft, denn vor dem Herrn Direktor hatten sie alle Respekt. Da wagte auch der Keckste keine offene Widerrede.

Man stürmte zu der Kleiderablage, wo die Decken für die Liegestunden in jedem Fach bereit lagen.

„Wenn es erst warm ist, essen wir hier draußen im Freien in der überdachten Eßhalle“, erzählte Lisa Licht den Neuen.

„Und Luftklassen haben wir auch im Sommer, da ist's fein! Seht ihr da drüben überall die offenen Hallen? Das sind unsere Sommerklassen“, fügte Margot Burg hinzu. Herrlich warm schien die Aprilsonne in die nach Süden zu offene Liegehalle. Liegestühle waren dort aufgestellt. Jedes Kind nahm den mit seiner Nummer bezeichneten Stuhl ein.

Da lagen sie nun in ihre warmen Decken eingehüllt, einer neben dem anderen. Professors Zwillinge hatten vorläufig viel zu viel Neues zu sehen, um zu lesen oder zu schlafen. Suse blinzelte in das Sonnengold hinaus. Die Kiefern und Tannen waren ganz eingesponnen von Goldfäden, als ob sie Weihnachtsbäume seien. Frühlingswind machte die Baumkronen erschauern, trug herben, würzigen Duft aus dem Walde herüber. Weiß gebauschte Wolken zogen eilig ihre Bahn am Himmel.

Da plötzlich Surren, lauter als wenn Hunderttausende von Fliegen plötzlich losbrummen. Mit einem Satz sprang Herbert von seinem Liegestuhl. Raus war er. Suse, als sein Zwilling, hinterdrein.

„Ein Luftschiff - ach nee, ein Flieger - ein Doppeldecker! Au famos!“ schrie er. Die anderen Kinder folgten natürlich im Nu seinem Beispiel. Nur die beiden Lehrer nebst einigen Schlafmützen und das verlaufene Huhn blieben in der Halle zurück.

„Kinder, was soll denn das heißen, was fällt auch denn ein, auf und davon zu gehen?“ rief einer der Lehrer energisch hinter ihnen her. „Luftschiffe und Flieger seht ihr doch täglich hier draußen. Deshalb darf die Ordnung nicht umgestürzt werden.“ Die jungen Ausreißer kehrten zu ihren verlassenem Lagern zurück. Professors Zwillinge dachten gar nicht daran. Suse blieb draußen, weil Herbert blieb.

„Das ist mir dadrin viel zu mopsig“, meinte er freimütig.

„Danach geht es nicht, mein Sohn. Die Liegestunde nach Tisch ist Vorschrift. Davon werdet ihr kerngesund und kugelrund.“

„Wißt ihr denn nicht, daß Schüler die Vorschrift der Schule befolgen müssen?“ fragte der Lehrer ernst. „Jetzt ist doch gar keine Schule mehr. Es ist doch schon nach Tisch. Jetzt ist Freistunde“, verkündete Herbert.

„Vorschriftmäßige Liegestunde ist jetzt. Die Waldschule hat auch ihr Nachmittagsprogramm. Ihr könnt noch genug herumtoben. Wenn ihr Waldschulkinder bleiben wollt, müßt ihr euch den Anordnungen der Schule fügen.“ Das klang so ernst, daß Herbert es doch vorzog, statt in den Himmel, lieber wieder in seinen Liegestuhl zu hopsen. Suse getreulich hinterher. Waldschulkinder wollten sie doch alle beide gern bleiben.

Zum Glück war die Liegestunde halb um und Suse aus ihren Ängsten erlöst. Jetzt war Freistunde. Jetzt konnte man machen, was man wollte.

Eines hing denn auch sogleich an den zwischen zwei Kiefern angebrachten Schaukelringen. Die Wippe flog auf und nieder. Ein Trupp begab sich mit Schaufeln zum Buddelplatz. Der Fußball durchsauste die Luft. Eine Schar Kinder arbeitete in dem abgeteilten Garten, in dem große Gemüsebeete angelegt waren. Wieder andere zogen mit Papierdrachen aufs freie Feld, um dieselben bei dem prächtigen Frühlingswind steigen zu lassen. Die meisten aber zogen Murmeln aus Hosen- und Kleidertaschen, gruben Löcher in die Erde und begannen das beliebte „Bucker-spiel“.

Suse war bis zu dem eingezäunten Garten gerannt, dort blieb sie stehen und sah betrübt zu, wie die Kinder auf den Beeten arbeiteten. Einige jäteten Unkraut aus. Andere lockerten das Erdreich. Hier wurden Erbsen gesät, dort Tomatenpflänzchen gesetzt. Ein großer Junge beschnitt die Rosenstöcke. Da war ja auch Paulchen. Er arbeitete am Gitter des Gartens, dicht neben Suse.

„Warum spielst du denn nicht Murmeln?“ eröffnete Suse das Gespräch mit dem, was ihr am meisten am Herzen lag. Paul zuckte die Achsel. Sein blasses Gesicht wurde rot. „Ich habe kein Geld, um mir Murmeln zu kaufen“, sagte er verlegen.

Daß ein Schulkamerad nicht die paar Pfennige hatte, um sich Murmeln zu kaufen, nein, das war zu traurig. Mitleidig blickte Suse auf den armen Paul.

„Was machst du da?“ erkundigte sich Suse.

„Ich säe Bohnen. Hier haben sie schöne Sonne. Die werden fein wachsen. Und Mutter wird sich freuen, wenn ich ihr erst grüne Bohnen zum Mittagbrot mitbringe.“

„Pflanze nur gleich das Hammelfleisch daneben“, scherzte Suse. „Hammelfleisch? Fleisch essen wir keins. Nur am Sonntag. Aber jetzt habe ich ja das feine Essen hier draußen.“ Paul arbeitete. „Du,“ begann Suse wieder, „du, Paul, ich möchte dir dabei helfen.“

„Das geht nicht. Das ist mein eigenes Beet. Das muß ich mir allein bestellen. Aber du brauchst dich bloß bei Fräulein Ludwig zu melden, wenn du im Kindergarten arbeiten willst. Dann be-

kommst du ein Pflegebeet. Für das mußt du sorgen. Das mußt du begießen, Unkraut ausjäten, überhaupt alles, was notwendig ist. Aber wenn du dreimal vergißt, es zu begießen, dann wird es dir weggenommen“, erzählte der Junge. „Erst mußt du eins von den Pflegebeeten übernehmen. Wenn du das gut in Ordnung hältst, bekommst du zur Belohnung ein eigenes Beet hier am Gitter. Da kannst du dann pflanzen was du willst.“

Die Vesperglocke, die zum Nachmittagskaffee rief, dröhnte in Susés Überlegungen hinein.

Bei der Vesper fand sich alles wieder zusammen. Auch Professors Zwillinge.

Am ersten Tage ihres Waldschuljahres gingen Professors Zwillinge nicht wie sonst miteinander heim. Herbert wanderte, lebhaft plaudernd mit Gerhard und Margot. Er schielte aber doch dabei zu seinem Zwillingsschwesterchen, das einsilbig zwischen den Lichtschen Kindern heimzog.

AUTOGESTANK VOR DER WALDSCHULE

AUSZUG AUS DEM KINDERBUCH „SUPERMAX: UNGLAUBLICHE GESCHICHTEN UM EINEN STAUBSAUGER“ VON RAINER SCHELLERT

Das Bewußtsein für eine gesündere und sicherere Umwelt mit besserer Luft und weniger Autounfällen beginnt, sich in den Köpfen der Menschen nur sehr langsam zu entwickeln.

Dabei können umweltfreundliche Autobusse, Straßenbahnen, U- oder S-Bahnen uns so einfach mitnehmen.

So auch vor ihrer Schule. Allmorgendlich, kurz vor Schulbeginn, bricht im Wohnquartier die Hölle aus. Stoßstange an Stoßstange quält sich ein Auto nach dem anderen in Richtung Schulgebäude. In jedem Auto sitzen nur zwei Personen: der Fahrer und das Schulkind.

Würden in jedem Auto zwei oder sogar drei Schüler sitzen, müßten in einer Großstadt tausende Autos weniger vor die Schulen vorfahren, um das herauszubekommen, braucht ihr keine Rechenkünstler zu sein.

Als Schüler der Waldschule können Anja, Laura, Nora und Mara jeden Morgen vor dem Schultor aus nächster Nähe beobachten, wie die Autofahrer ihre Kinder abliefern.

Da ist die Gruppe der Mütter oder Väter, die ihre Kinder grundsätzlich auf der Fahrbahnseite aussteigen lassen, anstatt auf der Gehwegseite.

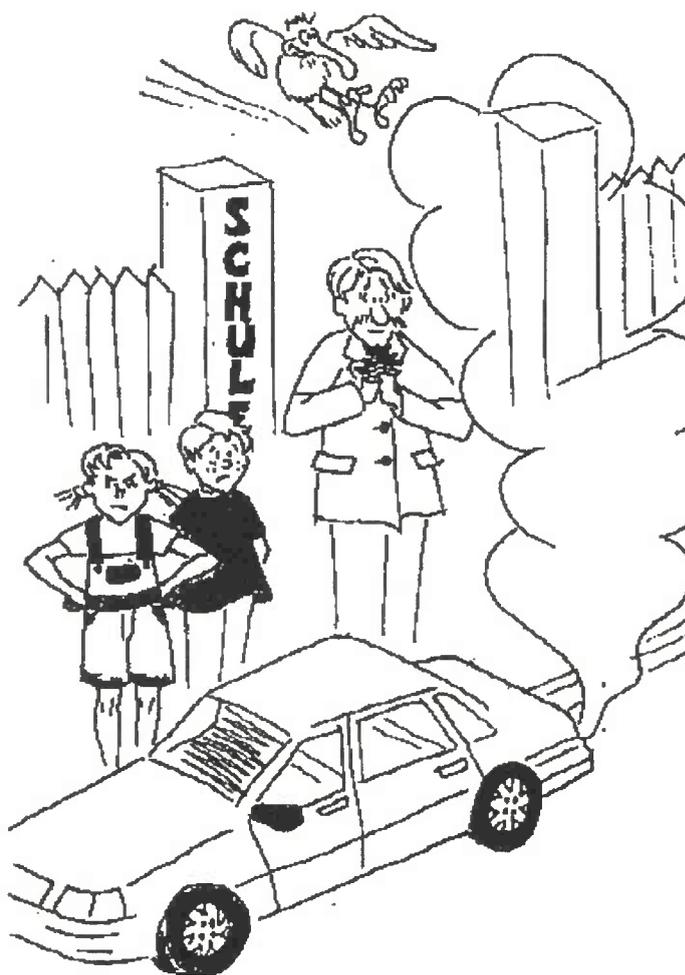
Andere steigen wiederum liebevoll mit ihren Kindern gemeinsam aus dem Wagen und bringen ihre Kinder direkt durchs Schultor. Dabei läuft der Motor ihres Autos munter weiter, der Auspuff qualmt vor sich hin und neblige Abgaswolken umhüllen jeden Tag den Schuleingang dabei. Mit der giftigen Luft in der Lunge dürfen die Schüler die Klassen betreten.

Dann gibt es die Gruppe der Autofahrer, die ihre Blechlieblinge kreuz und quer auf den Gehwegen parken. Die Schüler müssen auf die Fahrbahnen ausweichen.

Zum Schluß sozusagen, drei Minuten vor Schulbeginn, kommt die Autofahrergruppe der fliegenden Kisten angerast, unter dem Motto: „Pünktlichkeit ist alles im Leben!“

Anja, Laura, Nora und Mara nehmen sich dies alles sehr zu Herzen. So beschließen sie, mit Supermax, zumindest vor ihrer Schule und auf dem Schulweg, eine kinderfreundliche Umgebung zu schaffen.

Anja meint: „Zunächst sollten wir uns die Abgassünder direkt vor dem Schuleingangstor vorknöpfen.“ „Kohlenmonoxid, Kohlenwasserstoff und Stickoxid vergiften die Luft, erzeugen häufig Kopfschmerzen, Übelkeit und Erstickungsanfälle“, ergänzt Laura mit stolzer Brust. „Du mit deinen Zungenbrechern. Willst wohl Chemielehrerin werden?“ flachst Mara.



Zeichnung: Ina Thelen

„Merken sie nicht, wie sie uns hier vergiften?“ meldet sich ein langer Oberschüler aus dem Hintergrund. „Ja, ja, ihr habt gar nicht so unrecht!“ antwortet der Fahrer etwas betroffen. Blitzschnell springt er in sein Fahrzeug.

ZU DEN AUTOREN(INNEN)

Die Redaktion dankt den Bewohnern und Freunden der Siedlung Heerstraße, ihre Erinnerungen an das Leben in der Siedlung als auch aktuelle Erfahrungen sowie Kenntnisse über spezielle Vorgänge, Zusammenhänge und Einrichtungen aufzuschreiben und für die vorliegende Veröffentlichung zur Verfügung zu stellen.

Die folgende alphabetisch geordnete Liste der Autor(innen) ist um einige Angaben zur Person (freiwillig genannte Daten vorausgesetzt) ergänzt und nennt bei Textauszügen aus Publikationen die entsprechenden Quellen. Bei einigen Autorinnen sind zur besseren Identifizierung für alteingesessene Nachbarn auch die Familiennamen angegeben. (Red.)

Pfarrer Peter Behrend

Pfarrer in der Friedensgemeinde an der Heerstraße.

Dr. E. Ruth I. Biswas, geb. Israel

ist aufgewachsen und wohnt wieder seit dem Ende der 80er Jahre in der Neidenburger Allee 7. Die Biologin war lange Jahre als Wissenschaftlerin in Großbritannien tätig.

Heike Bohnsack

Die Architekturstudentin war als Honorarkraft für die Redaktion vor allem für die Jubiläumsausstellung mit einem Schwerpunkt auf Recherchen zu den Siedlungshaustypen tätig. Kindheit und Jugend bis 1990 im Elternhaus Kurländer Allee 47.

Karin Borck

Wohnt seit 1973 in der Soldauer Allee 11. Die Mitarbeiterin der Historischen Kommission Berlin war schon maßgeblich an den Recherchen und der Ausarbeitung der ersten Ausstellung zur Geschichte unserer Siedlung im Jahre 1984 beteiligt.

Gisela Fiedler, geb. Martin

Seit 1924 in der Siedlung Heerstraße, Soldauer Allee 8. Die Oberstudienrätin wohnte zwanzig Jahre in der Kurländer Allee 19, seit 1977 wieder Soldauer Allee 8.

Helmut Fischer

Rektor der Wald-Grundschule von 1966 bis 1991, wohnt seit 1962 in der Lötzer Allee 12. „Waldschüler“ aus Leidenschaft. (Anm.: Die Beiträge mußten aus redaktionellen Gründen gekürzt werden.)

Katharina Graf

Die neunjährige Schülerin an der Waldgrundschule wohnt in der Soldauer Allee 14.

Ulrich Graf

Der Architekt wohnt seit den 80er Jahren in der Soldauer Allee.

Ursula Juppe

Die Oberstudiendirektorin wohnt seit 1926 in der Kurländer Allee 26a.

Carla Kelm

1893 - 1972. Lebte seit 1938 in der Soldauer Allee 15, später Soldauer Allee 4. Großmutter des derzeitigen Vereinsvorstandes.

Gisela Keltz, geb. Treichel

Katechetin, wohnte von 1923 bis 1973 in der Neidenburger Allee 20.

Brigitta Kuntzsch

Die Lehrerin lebt seit 1974 in der Soldauer Allee 18.

Eckart Kuntzsch

Soldauer Allee 18, wuchs in der Siedlung auf und lebt seit 1974 wieder hier. Der Architekt ist derzeitiger Vorsitzender des „Siedlervereins“.

Barbara Ried-Telleis

Inhaberin des Zeitungskiosk und dem Gemischtwarenladen im S-Bahnhof Heerstraße.

Hans-Otto Sauber

Früherer Hörfunksendeleiter beim SFB, wohnt seit 1940 in der Marienburger Allee 38.

Pfarrer Burkhardt Scheffler

Wohnt seit 1987 in der Pfarrwohnung des Bonhoeffer-Hauses, Marienburger Allee 43, dessen ehrenamtlicher Geschäftsführer und Leiter er ist.

Gabriele Schellert

Wohnt mit ihrer Familie seit 1983 in der Soldauer Allee 20.

Dr. Eberhard Schmidt

Wohnt seit 1979 in der Neidenburger Allee 11. Der Veterinärmediziner ist Vorstandsmitglied im „Siedlerverein“.

Dr. Gerd Schneider

Der Kaufmann wohnt seit 1978 in der Soldauer Allee 10.

Pfarrer Hubert Schöning

Pfarrer der katholischen Heilig Geist Gemeinde.

Ewald Schürmann

Der freie Autor wohnt seit 1980 in der Soldauer Allee 8.

Dr. Ingeborg Schürmann, geb. Lüders

Die Psychologin lebte von 1953 bis 1966 in der Soldauer Allee 8. Dort wieder wohnhaft seit 1980.

Uta Schürmann

Die 15jährige Schülerin an der Erich-Hoepner-Oberschule wohnt in der Soldauer Allee 8.

Ronit Vered

Rektorin der jüdischen Grundschule, lebte vorher in Israel.

LITERATUR

- Ribbe, Wolfgang u. Jürgen Schmädke; Kleine Berlin-Geschichte. Berlin, 3.Aufl. 1994.
- Wohnungspolitik von gestern und morgen. Der Berliner Wohnungsbau seit dem Kriege, Berlin 1931.
- Gorgas, Curt, Die Gemeinnützige Baugesellschaft Berlin-Heerstraße, Berlin 1928.
- Gut, Albert, Der Wohnungsbau in Deutschland nach dem Weltkriege, München 1928.
- Die Bauwerke und Kunstdenkmäler von Berlin. 2, 2. Stadt und Bezirk Charlottenburg, Berlin 1961.
- Festschrift zum 40-jährigen Bestehen von Siedlung Heerstraße und Siedlerverein Heerstraße e.V. 1921-1961
- Kroll, Siegmund, Siedlungsgebiet Berlin-Heerstraße. Siedlungsgeschichte, Strukturanalyse, Entwicklungsplanung. Im Auftrag des Bezirksamtes Charlottenburg von Berlin, Abt. Bauwesen-Stadtplanung, Berlin 1978. Maschinenschriftliches Manuskript.
- Rave/Knöfel, Bauen seit 1900 in Berlin, Kiepert, Berlin, 1968, S. 167
- Vorlagen für die Stadtverordneten-Versammlung zu Charlottenburg 1920 (Januar bis November).
- Vereinsakten ab 1948
- Wöhrmann, Heinrich-Wilhelm; Widerstand in Charlottenburg; Heft 5 der Schriftenreihe über den Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945, Gedenkstätte deutscher Widerstand (Hrsg.), Berlin, 1991
- Akten des Bauaufsichtsamts Charlottenburg

